Ars Amandi Psychoanalytica
oder
Psychoanalytische Liebesregeln

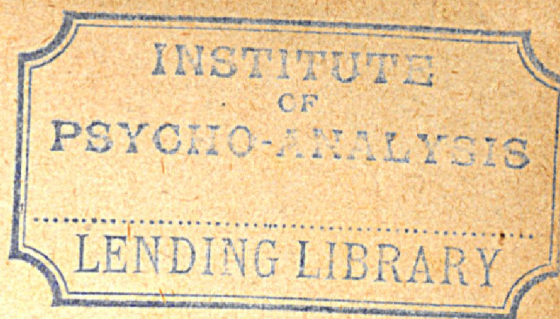
von

Hanns Sachs



1 9 2 0

Reuß & Pollack / Verlag, Berlin



Ars Amandi Psychoanalytica
oder
Psychoanalytische Liebesregeln

Ars Amandi Psychoanalytica

oder

Psychoanalytische Liebesregeln

*

Leichtfaßlich dargestellt

von

Hanns Sachs

*



1 9 2 0

Reuß & Pollack / Verlag, Berlin

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Ich fühle mich verpflichtet, die moralische Verwahrung, mit der man ein so gewagtes Unternehmen an dieser Stelle einzuleiten pflegt, ausdrücklich zu unterlassen. Ich tue es um so leichteren Herzens, als ich mir sagen darf, daß die schädlichen Folgen meines Buches — wenn ihm überhaupt Wirkungen und Folgen beschieden sein sollten — sich selbst aufheben müssen, denn die Anleitung für die beste Angriffsmethode muß, dies ist ein alter Satz der Fortifikationskunde, gleichzeitig der Aufklärung und Verstärkung der Verteidigung dienen. Überdies scheint mir schon der Versuch, ein seit fast zweihundert Jahren übel beleumundetes und mit Unrecht vernachlässigtes Gebiet für Vernunft und guten Geschmack zurückzuerobern, einer freundlichen Aufnahme wert. Schließlich kann ich nicht umhin... aber nein, das geht bei solchem Buche wirklich nicht! Und so bin ich unter den zahllosen nicht umhin könnenden Vorwortschreibern der einzige Umhinkönner.

Der Verfasser.

Erster Teil

I. Eindruck machen.

Der Grundirrtum, dem fast alle verfallen, wenn sie einen für die erste Anknüpfung günstigen Eindruck erwecken wollen, ist der Glaube, es sei dazu nötig, irgendwie zu glänzen, hervorragende und blendende Eigenschaften zu entfalten. Die nächste Folge eines solchen Bemühens, die besten und stärksten Eigenschaften hervorzukehren und ins rechte Licht zu setzen — nebenbei bemerkt greifen die meisten schon bei der Auswahl sehr daneben — ist eine affektierte und unnatürliche Haltung. Dies Bestreben ist nebstdem ganz überflüssig, denn das Gefallenwollen wirkt schon unwillkürlich anfeuernd genug, ja oft sogar viel zu stark, so daß es besser ist, die bewußten Anstrengungen auf die Selbstüberwachung zu beschränken, als sie dort einzusetzen, wo sie nur schaden können. Wer z. B. das Gespräch auf die für seine Inszenierung günstigen Themen immer wieder hinleitet oder hartnäckig dabei festhält, erweckt zumindest den Anschein von Eigensinn und Pedanterie, den man bei solchen Anlässen zu vermeiden alle Ursache hat. Das schlimmste ist, daß der Wunsch, einer Person, der man gefallen

will, zu imponieren, so außerordentlich leicht zur Renommisterei verführt; man sieht bei solchen Anlässen auch Männer, die sich sonst davon ziemlich frei gemacht haben, wieder rückfällig werden. Nun ist aber jede Art renommistischen Tuns nicht nur geschmacklos, sondern eine Quelle aller möglichen Niedrigkeiten und Lächerlichkeiten, gleichgültig, ob sich die Renommisterei gerade heraus oder auf Umwegen äußert, ob sie mit Natürlichkeit protzt oder mit Überfeinerung, mit Tugenden oder Lastern. Das letztere ist ein Kennzeichen der Jugend, die damit das Gegenteil des Bezweckten erreicht, denn es verrät bloß ihre Unerfahrenheit, um nicht zu sagen, die Unschuld. Frauen halten sich von diesem Fehler viel leichter frei, da sie in der Regel nicht durch ihre Eigenschaften zu wirken suchen, sondern durch ihre Erscheinung; eine üble Ausnahme bilden nur die Sentimentalen, die sich gern mit falschem Ästhetentum behängen. Hingegen haben die Frauen meist einen sicheren Instinkt, der sie alles Renommistische herausfühlen und ablehnen läßt: begreiflicherweise, da die Frauen geborene Realisten sind.

Wer glänzen will, setzt sich immer der Gefahr einer Blamage aus; diese zerreißt aber fast unausweichlich die ersten zarten Fäden, selbst wenn sie auf der anderen Seite kaum bemerkt wurde, denn sie benimmt die Unbefangenheit, macht verlegen und schuldbewußt und sehr eitle Menschen direkt rachsüchtig.

Also noch einmal: so natürlich das Bedürfnis ist, sich dort, wo man gefallen will, schnellstens von der

besten Seite zu zeigen, es soll gedämpft und gezügelt werden. Das heißt natürlich nicht, daß man eine gute Gelegenheit nicht benützen soll, um Geist und körperliche Gewandtheit, Schlagfertigkeit oder Mut zu zeigen. Aber in Abwesenheit solcher Gelegenheit soll man sich nicht verleiten lassen, die Tat durch die Erzählung zu ersetzen.

Der eigentliche Grund für diesen Satz liegt weit tiefer als in der Gefahr kleiner Fehler und Lächerlichkeiten. Er lautet: Es ist einfach nicht wahr, daß man hervorragender Eigenschaften oder glänzender Gaben bedarf, um Gegenliebe zu gewinnen.

Die Tatsache steht vor jedermanns Auge, der sehen kann und will. Bedeutende, vielumworbene Männer, schöne und liebenswürdige Frauen heften, das ist ein alltägliches Schauspiel, ihre Leidenschaft an Menschen, die nach keiner Richtung hin ausgezeichnet sind und oft ist gerade der wertvolle Teil zu jedem Opfer, jeder Hingabe bereit, als wäre der Verlust unersetzlich. Wenn diese Beobachtung, von deren Zutreffen man sich so leicht überzeugen kann, so wenig beachtet wurde, wenn die Menschen sich mit Zähigkeit geweigert haben, daraus ihre Konsequenzen zu ziehen, so erklärt sich das daraus, daß sie als unverständlich und absurd — das heißt als in Widerspruch mit den Denkgewohnheiten stehend — beiseite geworfen wurde.

Der Psychoanalyse blieb es vorbehalten, diesen paradoxen und scheinbar widerspruchsvollen Sachverhalt in den Zusammenhang des seelischen Geschehens einzu-

ordnen. Von ihr muß auch die praktische Benutzung ausgehen.

Die Lösung des Rätsels findet die Psychoanalyse darin, daß die „Liebesbedingungen" — jene Summe von Eigenschaften und Umständen, die es zur Folge hat, daß die Wahl mit plötzlicher innerer Gewißheit auf eine Person fällt — zum wesentlichen Teil nicht dem Bewußtsein, sondern dem unbewußten Seelenleben angehören. Neben den Eigenschaften also, die bewußte Schätzung genießen, wie Schönheit und Kraft, Verstand und Charakter, gibt es noch andere, von deren Bedeutung der, der ihrem Einfluß unterliegt, selbst nichts weiß. Sie stammen aus den Zeiten der ersten, und deshalb vorbildlichen, Liebeswahl, aus der frühen Kindheit. Später hat sie die erwachende Phantasie überarbeitet und übermalt, schließlich die Entwicklung und Erziehung gänzlich überlagert und dem Bewußtsein entzogen, „verdrängt". Sie leben fort wie die heidnischen Götter nach dem Sieg des Christentums und sind so wenig tot und machtlos geworden, wie jene, die trotz aller Abschaffungsdekrete, trotz der Verwandlung in Teufel und Dämonen imstande waren, die Festsetzung der Feiertage, Wahl der Kultstätten, Legende und Ritual der Kirche zu beeinflussen; wer vor den Altären seines Herzens betet, dient im Grunde immer noch den Liebesgöttern seiner Vorzeit.

Diese geheimen „Liebesbedingungen", die an den eigenwilligen Sonderbarkeiten der Liebeswahl die Hauptschuld tragen, sind natürlich dem ungeschulten

Auge unsichtbar. Sie müssen entweder mit dem Rüstzeug der Wissenschaft erforscht oder intuitiv erraten werden. Das erste ist eine Aufgabe, die von der Psychoanalyse bereits in Angriff genommen wurde; darüber kann jeder, den es interessiert, in Freuds Werken nachlesen. Doch sucht die Wissenschaft selbstverständlich vor allem das Typische an den Fällen zu erfassen; Zufall und Sonderart wird nach Möglichkeit ausgeschlossen, um das Gesetzmäßige auf eine bestimmte Formel zu bringen. Dem Liebenden kann nichts verhaßter sein, als die Geliebte, der Persönlichkeit entkleidet, in eine Formel mit unzähligen Gleichgültigen zusammen verpackt zu sehen; auch ist die verläßliche Anwendung der Forschungsresultate auf einen bestimmten Fall noch an Voraussetzungen gebunden, die das Leben nicht zu bieten pflegt. Ich sehe deshalb von ihrer Mitteilung ab und verweise auf den unsicherern, aber blumenreichen Weg der Ahnung und Einfühlung.

Das Wesentliche bleibt der Satz, daß körperliche und geistige Vorzüge zwar gewiß nichts schaden, daß aber doch die Liebe jene Lotterie ist, bei der die, die wenig einzusetzen haben, das große Los ebensogut ziehen können, wie die anderen. Manches was als Hemmnis gilt, ist eher eine Hilfe; darüber läßt sich Einiges mitteilen.

Was zunächst das Altern betrifft, so ist es bei Männern geradezu unbegrenzt, bei Frauen bis zur Grenze des körperlichen Verfalles keineswegs das Liebeshindernis, für das es gilt, ja oft das Gegenteil.

Natürlich müssen die Altersunarten, wie Geiz, Nörgelei und Sittenpedanterie außer Spiel bleiben. Wer es aber versteht, diese Schwächen — deren verbreitetste es ist, den Jugendlichen spielen zu wollen — zu beherrschen, der kann ruhig mit der lockigen Jugend in die Schranken treten. Ob die Jugend überhaupt einen Vorteil bedeutet, vom „Zauber der Unberührtheit" bei ganz jungen Mädchen abgesehen? Reife Frauen verlangt es allerdings oft nach der Jugend, aber da der Jüngling es vorzieht, als der Mann geliebt zu werden, der er sein will, als als der Knabe, der er war, sind solche Beziehungen selten glücklich oder von langer Dauer.

Krankheit, die fast überall für die Verscheucherin der Liebe gehalten wird, ist es keineswegs, da sie in den meisten Frauen den mütterlichen Trieb, zu pflegen und zu helfen, erweckt. „Am Bette des Geliebten als seine Lebensretterin zu sitzen" — das ist ein Phantasiestück von so mächtiger Wirkung, daß es selbst die häßlichsten Details vergoldet.

Unglückliche Ehe, von der man meinen sollte, daß sie unter dem Motto „vor Nachahmungen wird gewarnt" weit und breit abschreckend wirken müßte, erweist sich so sehr als das Gegenteil, daß die Betroffenen bei einiger Geschicklichkeit „darauf reisen" und die lohnendsten Gastrollen geben können.

Ich hoffe, diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie wenig man sich an Logik und Vernunft oder an die sonstige Schätzung zu binden braucht. Geliebt wird nicht parce que, sondern quoique.

Daraus folgt nun, daß zur günstigen Anknüpfung nicht das „Sich-Zeigen" in erster Linie gehört, sondern das Beobachten; wobei noch zu bemerken ist, daß die Fähigkeit, ruhige Zurückhaltung zu üben, nicht die schlechteste Einführung ist. Ja, man darf sagen, daß in der Zwischenzeit, in der man sich noch zu fern steht, um sein Persönlichstes zu geben, die wesentlichen gesellschaftlichen Tugenden in allerlei Unterlassungen bestehen. Den Ruf eines angenehmen Gesellschafters und guten Causeurs gewinnt man am sichersten durch bereitwilliges und — wenigstens anscheinend — verständnisvolles Zuhören. Ebenso beweist man sein Zartgefühl nicht durch gewählte Wendungen, sondern durch Vermeidung gewisser Themen und vor allem gewisser Tonarten.

Also statt zu imponieren, aufpassen. Darunter verstehe ich aber nichts, was mit Schnüffeln oder Spionieren, oder auch nur mit der so beliebten Topfguckerei zu tun hat. Es handelt sich nicht um Verborgenes, sondern um Dinge, die offen vor jedermanns Augen liegen, der sie zu sehen wünscht. Das Ziel ist, nicht nur die Eigenart der geliebten Person, ihren Charakter und Geschmack, ihre Lieblingsträume und ihre wertvollsten Erinnerungen zu erraten, sondern darüber hinaus alles, was an ihr und ihrem Milieu bedeutsam ist, die ganze seelische Atmosphäre, die sie umhüllt, in sich aufzunehmen. Diese Aufgabe kann natürlich nicht durch planmäßiges Forschen und Sammeln gelöst werden — wer käme da je ans Ziel! — sondern nur durch die, ge-

rade der Verliebtheit eigene völlige Aufnahmsbereitschaft. Ein paar Anhaltspunkte können immerhin von Nutzen sein.

Allen anderen muß ich den Rat voranstellen, Kleinigkeiten ja nicht zu unterschätzen. Im Gegenteil, die unbedeutendsten Details, die nebensächlichsten Handlungen und kleinsten Angewohnheiten sind geradezu die aufschlußreichsten. Der Charakter des Menschen, nicht der anerzogene und einstudierte, nach dem er beurteilt werden will, sondern der echte und ursprüngliche, ist von unerbittlicher Konsequenz. Wird er bei großen Gelegenheiten hinter Schloß und Riegel gehalten, so äußert er sich um so sicherer bei kleinen Anlässen, die der Selbstbewachung entgehen. Ein Mädchen, dem an kleinen Unwahrheiten nichts liegt, und das in seinen Zusagen hinsichtlich der Zeit unverläßlich ist, gibt sicherlich keine treue Frau. Andererseits enthüllt Pünktlichkeitspedanterie und ein gelegentlicher Mangel an kleinen Rücksichten den künftigen Haustyrannen. Eitelkeit, Trotz, Reizbarkeit, Rachsucht, Geiz und vieles andere, was sich hinter Wohlerzogenheit und gesellschaftliche Sicherheit zu verbergen pflegt, wird durch kleine und allerkleinste Episoden ans Licht gebracht. Die Frauen, die ja überhaupt in der intuitiven Psychologie Großes leisten — weshalb ich bei Schreibung dieses Buches auch nicht ohne Bangigkeit an das Lächeln der „schönen Leserin“ denke — wissen längst, was das erste Unterlassen einer gewohnten Aufmerksamkeit, die Unachtsamkeit hinsichtlich der Erinne-

rungstage, das Übersehen auf der Straße und dem Ähnliches bedeutet.

Ebenso interessant ist es, jenen minimalsten Zügen zu folgen, die sich jenseits der bewußten Willkür und der eigenen Beobachtung abspielen; es sind Wetterzeichen, die dem verständnisvollen Beobachter unschätzbare Auskünfte geben können. Daß eine Frau mit den Augen, mit ihren Fingerspitzen, mit der Haltung des Fächers oft schon „Ja“ sagt, wenn ihr Mund noch mit „Nein“ antwortet, ist keine neue Entdeckung. Aber auch die leiseste Unruhe der Fußspitzen, das Fortwerfen einer Zigarette, das Spiel mit einem Schmuckstück oder der Tasche, eine Änderung in Frisur und Toilette, selbst der korrekteste Händedruck können viel erraten lassen.

Ein anderes wichtiges Gebiet für die ersten Beobachtungen ist das Verhalten der geliebten — oder bei vorsichtigen Leuten, der eventuell zu liebenden — Person gegen ihre Familie. Aus der Art, wie sie Eltern und Geschwister, Gatten und Kinder behandelt, läßt sich nicht nur Grad und Weise ihrer Liebesfähigkeit im allgemeinen erraten, sondern mancherlei Eigentümliches und Besonderes, das früh zu erfahren wichtig sein kann. Führt ein kühnes Drauflosgehen oder vorsichtiges Abwarten besser zum Ziel? Empfiehlt es sich, zuerst durch Gleichgültigkeit zu reizen oder wird der Beweis augenblicklicher und unbedingter Hingabe gefordert? Darf die Eifersucht als Reizmittel verwendet werden oder würde ihre Einmischung alles ver-

derben? Wer auf solche Fragen eine erste Antwort haben will, ehe er eigene Erfahrungen gesammelt hat — und dann ist es oft zu spät — der achte auf die Gefühlsbeziehungen, die den engsten Familienkreis umfassen und sich unter seinen Augen abspielen.

Das Resultat dieser Beobachtungen soll aber keineswegs zu einem raffinierten Komödienspiel verwendet werden, schon deshalb nicht, weil dieses aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald Schiffbruch leiden müßte. Besonders Männer sind am Anfang ihrer Liebe sehr schlechte Komödianten — gegen Ende pflegt sich das zu bessern — und könnten ein so feines und durchdachtes Spiel keine halbe Stunde lang fortsetzen, ohne in Steifheit oder Übertreibung zu verfallen. Der Wert aller dieser Erkenntnisse liegt zum guten Teile nach der negativen Seite hin: Fehler vermeiden zu können, die gleich im Anfang alles verderben oder doch in Frage stellen, Hindernisse umgehen, unnützen Anstrengungen und vergeblichen Versuchen ausweichen, das bedeutet schon sehr viel — ich möchte fast meinen, den halben Erfolg.

Es ist gar nicht notwendig, den Rätselhaft-Dämonischen oder die urfrohe Kraftnatur oder den durch alle Laster geschleiften Blasierten zu spielen, um geliebt zu werden. Es mag unrecht sein, diese Posen anzutasten, da es sich vielleicht um ein ehrwürdiges Erbstück der Menschheit vom balzenden Auerhahn her handelt. Sie sollen der Jugend nach wie vor gestattet bleiben, die damit ohnehin einen pflichtmäßigen Beitrag

zur Erheiterung der aufs Altenteil Gesetzten leistet. Da aber der Anspruch auf Liebe länger währt, als das Recht auf die Schellenkappe und bunte Jacke, findet mein Rat vielleicht doch dankbare Gemüter. Zu solchen Kapriolen lassen sich am leichtesten jene verführen, die unter dem Eindruck eines zu ihren Ungunsten vorhandenen Abstandes stehen. Sehr mit Unrecht, denn es muß immer wieder wiederholt werden, daß die jungen und schönen, die klugen und geistvollen, die reichen und vornehmen Menschen nicht schwerer zu gewinnen sind, als die anderen, denen nichts das Recht gibt, hohe Ansprüche zu stellen.

Ein paar Bemerkungen über Äußerlichkeiten werden hier am Platze sein:

Männerkleidung darf nicht auffällig wirken, an das Geckenhafte nicht einmal streifen. Auch hier gilt die Vermeidung alles Renommistischen als oberster Grundsatz, und überelegante Kleidung verkündet durch alle ästhetischen Vorwände hindurch die traurigste und ödeste der Renommistereien: das Geldprotzentum. Mit gleicher Entschiedenheit muß vor allem gewarnt werden, was wie Vernachlässigung und Ungepflegtheit aussieht. Die ausgiebigste Körperpflege, die größte Sorgfalt für die Tadellosigkeit der Erscheinung und des Auftretens ist eine Pflicht, deren Verletzung jede feinfühlige Frau fast als persönliche Beleidigung empfinden muß. Wer ihr seine Zugehörigkeit beweisen will, muß darauf achten, daß er nichts Störendes und Lächerliches in ihre Nähe bringt. Er muß zeigen, daß er

das Harmonische ihrer Umgebung versteht und ehrt und daß er sich selbst um ihretwillen wert ist. Was an Unordnung und Schmutz erinnert, ist geeignet, sehr alte Einstellungen zu berühren und Gegenwirkungen wachzurufen, die der Liebe nicht günstig sind.

Das alles gilt, ich wiederhole es, nur für Männer; denn ich werde mich hüten, über Frauenkleidung zu orakeln.

Bei dem innigen, wenn auch noch unaufgeklärten Zusammenhang zwischen Geruchsinn und Erotik ist die Gewöhnung an ein charakteristisches, aber natürlich unaufdringliches Parfüm zu empfehlen.

Ich fühle, daß ich das Kapitel über das „Eindruck-Machen" nicht abschließen kann, ohne etwas über das wichtigste, oder doch mindestens verbreitetste Mittel zu sagen, die Schmeichelei. Ich tue es nur pflichtgemäß, da ich darüber gar nichts Eigenes beizufügen habe. Ich muß ganz einfach zugeben, daß die Schmeichelei, alle Arten und Abarten des Lobens und Komplimentemachens, das Ansehen, das sie genießen, wirklich verdienen. Selbst die Einwendung, das ständige Schmeicheln wirke „abstumpfend", und es sei deshalb ein strenges Maßhalten zu empfehlen, muß ich zu meinem Bedauern ablehnen. Die meisten Menschen — ich kann hier ruhig wieder von beiden Geschlechtern sprechen — haben einen unversieglichen Appetit nach Lob und die Beschäftigung mit ihrer eigenen Person wird ihnen nie langweilig. Auch die Behauptung, man müsse zum wirksamen Schmeicheln ein feiner Psycho-

loge sein, um die richtige, d. h. schwache Seite treffen zu können, ist ganz unrichtig. Die Stelle ihres Wesens, die am meisten nach Lob und Weihrauch verlangt, wird von den wenigsten Menschen geheim gehalten, und wer sie verfehlt, trifft meist in die Nähe einer anderen. Eher möchte ich von daher das Argument schöpfen, daß Menschen, die etwas auf sich halten, diese allzu billige Methode, die den flachsten Köpfen und niedrigsten Charakteren am bequemsten liegt, verschmähen sollten. Die Grenze zwischen Schmeichelei und jener Liebenswürdigkeit höheren Grades, die für zarte Beziehungen einfach Schuldigkeit ist, wird sich jeder nach seinem Geschmack ziehen.

Das Lob auf dem Umweg über Dritte gehört im Beginn zu den eindrucksvollsten Methoden, es haftet ihm aber immer etwas Vulgäres, weil Berechnendes an. Auch finde ich es prinzipiell fehlerhaft, aus der Liebeswerbung ein Gesellschaftsspiel zu machen.

Die äußerste und häßlichste Konsequenz der Schmeichelei, das Medisieren auf Kosten unbeliebter Personen, also vor allem jener, die der umworbenen Person als Rivalen und Konkurrenten ins Gehege kommen (bei Frauen sog. Freundinnen), ist völlig zu verwerfen. Daß damit bei einigermaßen vorsichtigem Operieren häufig Erfolge erzielt werden, beweist nur, wie wenig Geschmack und Nachdenken zu bedeuten pflegen, wenn die Affekte ins Spiel treten. Aber niemand hat einen wirklichen Vorteil davon, wenn er, um seine Liebe erwidert zu sehen, erst das Persönlichkeitsniveau

herabsetzen muß. Er zerstört damit ein Stück des Reizes, von dem er angezogen wurde, und schließlich strömen diese Wirkungen auf den Urheber zurück, der sich eines Tages von lauter Häßlichkeiten und Banalitäten umgeben sieht. Der Grundsatz des Macchiavell, daß sich Staaten nur durch jene Mittel erhalten können, durch die sie gegründet wurden, gilt nämlich auch für das Liebesbündnis. Also: man überlasse das Verlästern der Rivalen — und am besten überhaupt alle gröberen Nuancen der Schmeichelei — den Handlungsreisenden der Liebe, die ihren Artikel um jeden Preis absetzen wollen, gleichgültig wie und wo.

Meine Kritik richtet sich aber nur gegen jene minderwertige Form, welche die Bewunderung in Worte kleidet und es dabei bewenden läßt; sie verwandelt sich in volle Anerkennung, wo alles Phrasenhafte, was dem Aussprechen und nun gar dem wiederholten Aussprechen eines Gefühls anhaftet, vermieden wird und die Huldigung sich nicht redensartlich, sondern durch Ton und Haltung zu erkennen gibt. Es handelt sich dabei nicht um eine fortwährende kniefällige Anbetung — das „Anhimmeln" ist ganz einfach eine Ungezogenheit —, sondern um eine Nuance, die sich auch innerhalb der engsten gesellschaftlichen Schranken zum Ausdruck bringen läßt, aber freilich dem berühmten „roten Faden" gleichen muß, der überall, auch in dem kleinsten Stückchen noch vorhanden zu sein hat. Diese Art der Schmeichelei ist die feinste, aber auch die aufrichtigste, denn sie läßt sich auf die Dauer nicht

erheucheln. Sie stellt auch ein wirkliches Band zwischen den zwei Personen her, denn die Anwesenheit eines Menschen, dessen Ergebenheit und Bewunderung sich aus jedem Wort, aus jeder Geste lesen läßt, wird nach kurzer Verwöhnung fast unentbehrlich. Ein solcher Mensch wirkt wie ein Spiegel, der die geliebte Gestalt in unendlicher Folge zurückwirft und jedes Abbild auf eine andere Weise verschönert. Sehr schöne Frauen von in sich selbst ruhendem Wert bedürfen eines solchen Spiegels und haben ein Recht darauf.

II. Erste Vertraulichkeit.

Vertrauen und Vertraulichkeit sind Tauschwaren. Wer sich nicht zwanglos und natürlich zu geben vermag, wer aus Affektation oder innerer Unfreiheit sorgfältig abwägt und zurückhält, der richtet auf der anderen Seite dieselben Schranken auf, hinter die er sich selbst zurückgezogen hat. Wer frei ist, macht frei.

Solche Zwanglosigkeit hat allerdings Voraussetzungen, die sich nicht immer herstellen lassen. Es gehört dazu eine Selbstsicherheit, die auf der unbewußten, aber unerschütterlichen Gewißheit beruht, die innerlich gezogenen Grenzen nie zu überschreiten. Diese völlige Verläßlichkeit, das selbstverständliche Gleichmaß der Reaktionen, und zwar aus dem Unbewußten heraus, ohne daß Selbstüberwachung und Kritik fortwährend dreinreden müssen, ist recht eigentlich das Kennzeichen dessen, was C h a r a k t e r zu heißen verdient. Was man so zu nennen pflegt, ist meist nichts anderes als moralische Pedanterie.

Der vertraulichen Aussprache sind Grenzen gezogen, vor allem dadurch, daß sie nicht von Anfang

an, sondern erst in einem bestimmten Moment stattfindet. Es muß ja etwas Besonderes und Auszeichnendes darin liegen, etwas, was den Drang nach Gemeinsamkeit, das Gefühl des Sichnaheseins markiert. Wird der Moment richtig ergriffen und benützt, so leistet das Fallenlassen der Reserviertheit und die erste zutrauliche Aussprache mehr als Mond und Fliederlaube.

Das gilt ganz besonders dort, wo der Unterschied der sozialen Stellung, der intellektuellen Bedeutung oder des Alters eine Kluft bedeutet. Über eine solche Kluft führt nur dann eine Brücke, wenn der überlegene Teil den anderen an seinen Menschlichkeiten vertraulich Anteil nehmen läßt.

Worauf sich diese Vertraulichkeiten beziehen, ist fast gleichgültig. Alles Persönliche, den Augen Fremder Entzogene, die Pläne und Schicksale, Zustände und Leidenschaften eignen sich dazu. Doch ist es gewiß, daß es für das instinktive Empfinden keinen größeren Vertrauensbeweis gibt, als eine rückhaltlose Aussprache über die eigene Familie. Daß man dabei nichts Schimpfliches und Verbittertes sagen darf, ist selbstverständlich. Es ist aber auch keineswegs notwendig, besonders grandiose oder interessante Geheimnisse mitzuteilen. Eine Art des „Sich-Inszenierens", in die man bei solchen Gelegenheiten besonders leicht verfallen kann, ist das „Schmerz-Renommistische", die Rolle des seelisch Vereinsamten. An dieser Klippe sind schon viele gescheitert. Natürlich gibt es, wie

bei allen Möglichkeiten der Geschmacklosigkeit, Spezialisten in dieser Art der Scheiterung. Es ist der sattsam bekannte Typus der „unverstandenen Frau" — die „unverstandenen Männer" sind aber nicht viel seltener. Als konsequent festgehaltene Methode ist es etwas Gräßliches, im Einzelfall Stimmungssache, die sich nicht vorschreiben läßt.

Sind die Schleusen einmal geöffnet, so tritt leicht die Neigung hervor, die eigenen Angelegenheiten wichtig zu nehmen und sich über sie mit großer Ausführlichkeit zu verbreiten. Davor muß gewarnt werden. Das hieße verraten, daß man, vom Egoismus bewältigt, die Situation nicht festzuhalten vermag. Der Zuhörer darf nie den Eindruck einer Generalbeichte als Selbstzweck haben, sondern muß stets herausfühlen, daß seine Anteilnahme daran der Hauptzweck ist; er soll merken können, daß dem anderen die Aussprache weit wichtiger ist als das Ausgesprochene.

Die Gegengabe von der anderen Seite muß sich völlig spontan einstellen, darf keinesfalls durch indiskrete Fragen hervorgezerrt werden. Auch ist es nicht ratsam, gleich anfangs zuviel zu empfangen; auf einen Enthüllungsrausch pflegt sich ein Katzenjammer einzustellen, der dann ein ganz überflüssiges Hindernis bildet. Solche Übereilung ist auch ganz unnötig, denn dem ersten Schritt folgt der zweite und dritte mit unbedingter Sicherheit.

Die erste Vertraulichkeit, das bedeutet nicht bloß das Zueinanderfinden der Seelen, sondern — von ihnen

geleitet oder ihnen vorauseilend — auch der Körper. Das bedeutet jene köstlichsten und unvergeßlichsten ersten Berührungen, an denen noch alles Schwingung und Spannung und nichts von Erdenschwere ist. Wobei noch zu bemerken ist, daß die Mitteilungen im kleinsten Druck die wichtigsten sind.

Der zarte Schaum will mit Vorsicht geschlürft sein. Es soll dabei nichts abgerungen oder abgelistet werden; reife Früchte fallen ungeschüttelt vom Baum. Geduld ist allerdings nicht die Tugend, die man Verliebten predigen darf. Deswegen ist es auch der Gipfel des Glücks, wenn zwei Menschen nach kürzestem Kennenlernen, einfach weil sie ihre innerste Zusammengehörigkeit sogleich herausfühlen, ohne Zaudern, wie selbstverständlich einander angehören. Solche Beziehungen sind nicht nur die beglückendsten, sondern, das glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, auch die dauerndsten. Ich weiß, daß die allgemeine Meinung das gerade Gegenteil behauptet und etwa ein: „Wie gewonnen, so zerronnen" vor sich hinmurmelt. Ich verzichte im allgemeinen darauf, mich durch literarische Autoritäten zu decken, aber hier muß ich doch sagen, daß ich lieber zu Shakespeare stehe, als zur allgemeinen Meinung.

Wer eine solche erste Zärtlichkeit versucht, muß es jedenfalls ohne jede Scheu und Verlegenheit tun können. Darin läge das Eingeständnis eines schlechten Gewissens, das notwendig ansteckend wirken müßte, denn das „Opfer" darf doch nicht gewissenloser schei-

nen als der Angreifer. Also statt ängstlicher Umwege und unendlicher Versuchsballons: Tue recht und scheue niemand.

Das Wort ist nicht ironisch gemeint. Verlegenheit in solchen Augenblicken bedeutet innerliche Unfreiheit, wenn sie sich auch oft genug hinter verwegenen Lebemannsallüren verbirgt; sie ist ein Eingeständnis, daß sich der Betreffende eigentlich zu einer Tugendrolle verpflichtet fühlt und in dem, was er jetzt tut, ein Abweichen vom rechten Wege sieht. Nun ist es ja hinlänglich bekannt, daß die von einer Seite nach der anderen Schwankenden den Baum, von dem sie heute die — ihnen angeblich besonders süß schmeckenden — Früchte gepflückt haben, morgen am liebsten umhauen möchten. Wie schon angedeutet, finden sich gerade in diesen Reihen die Verwegenen (ich würde gern ein verwegeneres Wort gebrauchen), die besonders schnell ans Ziel zu gelangen wünschen. Wieviel das alles wert ist und was es im Grunde bedeutet, darüber im Kapitel von den „Halben" Näheres. Es sind „Amors Buschklepper", wie sie Meredith nennt, die Don Juans aus der Stubenmädchensphäre, die ihre hohe Schule bei: „Sie sind aber ein schlimmer Herr!" durchgemacht haben.

Zu dem guten Gewissen, wie es die Menschen haben, die aus einem Stück sind, gehört aber auch innere Klarheit und Verzicht auf den Selbstbetrug. Es geht nicht an, gedankenlos Zärtlichkeiten zu pflücken, bis man zur eigenen Überraschung plötzlich Sumpfgewächs in Hän-

den hält, das aus sehr trüben Gewässern entsproßt ist. Liebe und Planmäßigkeit widersprechen sich eigentlich; es soll alles von innen kommen, wie durch Inspiration, nicht als Berechnung und Strategie. Aber eine Ausnahme muß bestehen bleiben: vor Beginn der ersten Zärtlichkeit, gerade dann, wenn man an nichts denken möchte, als an den ersten Kuß, und dann an den nächsten, hat man sich die Frage vorzulegen: Wohin? Wer zielbewußt auf die Überwindung der Platonik zusteuert, der steht dem Problem der Moralität und sonstigen Bedeutung seines Falles Angesicht in Angesicht gegenüber. Er kann sich damit nach Gutdünken auseinandersetzen, und im übrigen darf man ihm „glückliche Reise" wünschen. Anders liegen die Dinge dort, wo aus innern oder äußern Gründen von vornherein enge Grenzen gezogen sind. Hier liegt die Sache unendlich schwieriger, vor allem deshalb, weil die meisten meinen, sie hätten später noch immer Zeit, sich zu entscheiden, wo und wann sie stehenbleiben wollen. Das ist aber ein großer Irrtum, denn der Entscheid muß vor der Eingangspforte gefaßt werden — schon nach den ersten Schritten in dem „unbekannten Land" ist es zu spät.

Das geht so zu. Nach der Erreichung der ersten Zärtlichkeiten beginnt eine seelische Spannung, ein Vorwärtsdrängen nach der nächsten, stärkeren, innigere Befriedigung bedeutenden. Keine — die letzte ausgenommen — bringt diese Befriedigung wirklich, immer aufs neue deutet ein gebieterischer Finger auf die nächste hin („Vorlust"). Wer mitten auf dem Wege

innehalten muß, der tut es in offenem Widerstreit mit den Gesetzen seiner Triebe, die sich nicht ungestraft verletzen lassen. Es bleibt ihm also nach dem ersten Schritt nur mehr die Wahl zwischen zwei Übeln: Entweder reißt ihn die einmal geweckte Leidenschaft über die gezogenen Grenzen hinaus und bringt ihn dorthin, wohin er nicht kommen wollte, oder sein Begehren muß wie ein eingesperrtes Raubtier zwischen den eisernen Gitterstäben ewig ruhelos hin und her wandern. Ein ungemütlicher Zustand, der erst die Seelenruhe, dann die Nerven und schließlich die Liebe selbst zugrunde richtet.

Das alles sind nicht etwa Konstruktionen oder psychologische Gespinste, sondern sehr reale Tatsachen. Selbst wenn das Schlimmste, die Angstneurose, vermieden wird, auf solchem Boden läßt sich keine Hütte bauen, am wenigsten jene kleinste, in der ein glücklich liebend Paar Platz hat. Aus der Unbefriedigung entsteht Reizbarkeit und aus Reizbarkeit Streit und Haß; der Ekel streckt seine grinsende Fratze zum Fenster herein... ich merke, daß es Zeit ist, abzubrechen, um nicht ganz in den Ton der Sittenpredigt zu verfallen. Aber zum Schluß, meine andächtige Gemeinde, noch einmal die zwei Ermahnungen: Zwischen Keuschheit und Unkeuschheit müßt ihr wählen, aber nicht den Mittelweg suchen, und: Macht rechtzeitig das Fragezeichen!

III. Briefe.

Sie sind ein Übel und sollen als solches, das heißt nur vom Gesichtspunkt der Notwendigkeit aus betrachtet werden. Das war einmal anders, als das Briefschreiben noch als eine allen zugängliche Form des literarischen Dilletantismus geübt wurde; heute ist dieser hübsche kleine Sport von den modernen Verkehrs- und Verständigungsmitteln erdrückt worden, wie das Porträtzeichnen und Verfertigen von Schattenrissen durch die Photographie. Eine künstliche Wiedererweckung brächte nur Grimassen zustande.

Unseren Liebesbriefen merkt man an der Ungleichmäßigkeit des Tons, an dem Auf- und Abpendeln zwischen Zuviel und Zuwenig deutlich an, daß sie einem der Dekadenz verfallenen Gebiete angehören. Den aber, der meint, wahre Leidenschaft stehe höher als stilistische Fertigkeit und könne sie deshalb auch voll ersetzen, den kann ich nur eindringlich davor warnen, seine Liebesbriefe ein paar Jahre später durchzulesen. Freilich, wo sich die Leidenschaft zu ihrem eigensten Wort durchzuringen weiß, da entstehen allergrößte Wirkungen von unnachahmlicher Gewalt — aber das

geschieht fast nur bei Menschen, die auch sonst, wenn auch nur auf engstem Gebiet, sich um Ausdrucksfähigkeit angespannt bemüht haben. Meist ist der Mensch in Leidenschaftsmomenten nicht auf Auswahl und Kritik eingestellt, er sucht vielmehr nach einer möglichst schnellen Affektentladung, und das geht am leichtesten auf wohlvorbereiteten Wegen vonstatten, d. h. durch die stets bereitliegende Phrase. Es ist freilich auch nicht besonders feinen Ohren gegeben, herauszuhören, wo hinter einer Phrase die Spannung einer Leidenschaft zittert und wo nicht, aber vom Standpunkt des Geschmackes macht das keinen Unterschied.

Von anderen Schattenseiten der Briefschreiberei werde ich noch zu sprechen haben; die praktischen Nachteile und Gefahren darf ich als hinlänglich bekannt übergehen.

Die Liebesbriefe — ich meine natürlich nur die eigentlichen, dem Sentiment geweihten — ordnen sich von selbst in drei Gruppen: Briefe, die zur Anknüpfung gehören, die eigentlichen Liebesbriefe und der Abschiedsbrief. Die Wahl der Einzahl für den letzteren entspricht mehr dem Ideal als der Wirklichkeit.

Für die Anknüpfungsbriefe gilt natürlich alles beim „Eindruckmachen" Gesagte in doppeltem Maße. Der Brief unterliegt ja überhaupt einer kühleren und kritischeren Prüfung, weil ihm der „persönliche Magnetismus" mangelt, der von Anfang an eine große Rolle spielt oder doch spielen soll. Wo der Brief stärker wirkt als die persönliche Gegenwart, steht die Sache

falsch, und die Perspektive ist ungünstig. Etwas anders liegen die Dinge in den Fällen, wo eine besondere Fähigkeit besteht, die feinsten Nuancen, die Träger jenes Fluidums, auch dem geschriebenen Wort zu verleihen; das ist aber nur bei den Meistern vom Fach, d. h. den Künstlern möglich. Das Echte und Unmittelbare in ihren Tönen kann immer noch ein zweideutiges Zeichen sein: Die Leidenschaft ist wohl vorhanden, aber sie gilt der Kraft und Lust des Gestaltens mehr als dem Empfänger des Briefes. On revient toujours...

In solchen ersten Briefen soll man jedenfalls nicht um jeden Preis originell und witzig, noch weniger beziehungsreich und gemütvoll sein wollen. Das Zurechtgemachte, Feierliche oder Ausgelassene hindert den natürlichen Kontakt und wirkt wie ein zum Schutz vorgestellter Schirm. Es handelt sich ja nicht so sehr darum, viel zu geben, sondern alles, was man hat, geben zu *wollen*.

Abwesende, besonders wenn sie noch kein Recht zur Vertraulichkeit und noch keine Pflicht zum Vertrauen haben, verfallen leicht einer Neigung zur Eifersucht und so geschieht es oft, daß diese, wenn auch leicht ins Scherzhafte gewendet, schon in einem frühen Stadium des Briefwechsels an den Tag tritt. Welche Rolle dem Eifersüchtigen früher oder später zufallen muß, darüber wird später zu handeln sein. Jedenfalls ist von allen Eifersuchtsäußerungen die briefliche die kläglichste, da sie eine durch keine Selbstbeherrschung verschleierte Hilflosigkeit verrät. Daß dem

Eifersüchtigen immer die Rolle des Freudenstörers und Spielverderbers zufällt, wird ihm für den Beginn einer Beziehung auch gerade nicht günstig sein.

Dem, der dieser Menschlichkeit so stark unterworfen ist, daß er sie nicht einmal vorübergehend ausschalten kann, läßt sich nur raten, ihr wenigstens die einzige Form zu geben, in der sie noch erträglich ist: nämlich in der Einkleidung der Selbstironie, am besten im Gewande der grotesken Übertreibung. Zu solcher Selbstpersiflage gehört allerdings ein Anflug von Humor; das ist bekanntlich die Eigenschaft, die mit jeder Schwäche versöhnen kann.

Was die „äußere Form der schriftlichen Arbeiten" anlangt: Die Anredeform sei niemals zu intim, eher darf man in den Schlußwendungen ein entschiedenes Empressement zum Ausdruck bringen.

Da die Länge des Briefes ein ziemlich sicheres Anzeichen für die Stärke des Gefühls ist (nämlich im Rahmen der „Anknüpfungsbriefe"), sei der erste Brief nicht zu ausführlich und jedenfalls innerhalb des gesellschaftlich üblichen Maßes, schon um die Steigerung deutlich hervortreten zu lassen.

Der Empfänger eines solchen Briefes soll ebensosehr, wie auf den Inhalt, auf die unscheinbarsten Details der Form achten: Ob die Schrift im ganzen steifer oder nachlässiger wirkt, oder ob sie sich an bestimmten Stellen ändert; ob der „Anstandsrand" eingehalten ist, dann eine etwaige Differenz zwischen Briefdatum und Poststempel, unsorgfältiger oder über-

sorgfältiger Verschluß, das alles gibt eine fortlaufende Erläuterung zu dem, was der Inhalt andeutet oder auch völlig zu verschweigen sucht. Das „Zwischen-den-Zeilen-Lesen“ kann man systematisch ausdehnen. Besondere Wichtigkeit kommt den „slips of the pen“ den kleinen Schreibfehlern zu, die sich hier und da einmengen und wie indiskrete Zofen die Geheimnisse ihrer Herrschaft ausplaudern. Die unbemerkt stehengebliebenen sind noch bedeutsamer, als die korrigierten.

Nach den Briefen, die Stationen auf der Reise von der Freundschaft zur Liebe darstellen — die nebenbei bemerkt meistens mit Retourbillett gemacht wird —, kommen die eigentlichen Liebesbriefe an die Reihe. Über die habe ich selbstverständlich nichts zu sagen; man könnte ebensogut im Küssen theoretischen Unterricht geben wollen. Das sind Dinge, die jeder nach seiner Stimmung und der Temperatur seiner Affekte einrichten soll; je weniger Anleitung und Tradition, desto besser. Ich möchte nur die Warnung hinzufügen dürfen, sich nicht durch Gewöhnung an immer höhere und höhere Töne in unwahre und geschraubte Gefühle hineinzudeklamieren. Ist die Formel einmal geprägt, so gewinnt sie selbstständige Macht und beherrscht nicht selten ihren Urheber.

Von den Abschiedsbriefen läßt sich schon hier, außer Zusammenhang mit den übrigen Abschiedsfragen sprechen. Ich verwerfe sie nämlich durchaus und unbedingt. Alle die gewöhnlichen Argumente: man wolle dem anderen und sich Aufregung und eine pein-

liche Szene ersparen, man könne seine Gründe so ruhiger und sachlicher vortragen oder sei leichter imstande, schmerzliche Punkte, Vorwürfe u. dgl. zu vermeiden — alle diese Argumente sind entweder einfache Feigheit, oder sie entspringen dem unbewußten Wunsch, durch den Brief eine Antwort zu provozieren, so daß der Abschiedsbrief in Wirklichkeit nur als Überschrift über ein neues Kapitel gelten soll. Diese Beweggründe werden auf der anderen Seite auch immer verstanden und je nach Lust und Laune ausgenutzt oder beiseitegeschoben. Wer nicht imstande ist, sich den Abschied persönlich und ohne papiernen Schutzwall zu erkämpfen, verdient ihn nicht und bekommt ihn auch nicht — es sei denn, daß er selbst verabschiedet wird, ohne es zu wissen. —

Liebesbriefe bündelweise aufheben, heißt Rosen in Fließpapier pressen. Man behält dann einen dicken Knollen, aber weder Form noch Duft. Wer von der blühenden Rose eine Erinnerung besitzen will, der soll ein einziges Blatt aufbewahren; das kann zwar kein Abbild, von dem, was gewesen, vor die Augen stellen, aber es gibt, welk und vertrocknet, wie es ist, jene Erinnerungswehmut, die vielleicht mehr wert ist, als alles übrige. Also nur einen einzigen Brief aufheben — oder, besser noch, nur ein paar Zeilen...

IV. Liebesszene.

Ich spreche eigentlich nur von dem, was ihr vorausgeht und sie einleitet. Das Weitere steht unter Befehlen einer Macht, die über Ratschläge hinaus ist.

Die Einleitung geschieht am besten nicht durch eine Erklärung, wenigstens nicht durch eine ausführliche, oder gar einstudierte. Der Kniefall scheint ehemals eine weitverbreitete Beliebtheit genossen zu haben, die aber — wahrscheinlich seit Aufkommen der Bügelfalte — völlig dahingeschwunden ist. Auf alle Fälle gehört die „Liebeserklärung", mit oder ohne pathetisches Beiwerk, einer verflossenen Epoche an, die, ganz auf Intellektualismus und Dialektik gestellt, auch die Liebe noch mit einer Beigabe von dem, was man damals „Philosophie" nannte, würzen zu müssen glaubte. Unsere Zeit, der alles, was nicht in die praktische oder wissenschaftliche Tatsachenwelt paßt, Nerven- oder Stimmungssache ist, kennt dieses Bedürfnis nach Wortguirlanden nicht; Auseinandersetzungen sind unnötig, Argumentationen lächerlich.

Je weniger Spielraum der Verstandesarbeit gelassen wird, desto notwendiger ist es, mit richtigem Instinkt

das der Situation Zugehörige zu treffen. Alles soll sich möglichst natürlich abspielen, mit Vermeidung raffinierter Regie- und Ausstattungskünste; auch die Übergänge von einer Tonart in die andere, von Dur zu Moll und weiter, brauchen nicht ausgeklügelt und im vorhinein berechnet zu werden. Wo das Gefühl unbefangen seinen eigenen Weg geht, sind sie immer da — auch wenn sie zu fehlen scheinen. Durch Überschwenglichkeit oder gar durch falschen Pathos an die Lächerlichkeit zu streifen, muß ebenso vermieden werden, wie durch Nüchternheit abzukühlen. Es soll womöglich nichts gesagt werden, was nicht auch bei ruhiger Überlegung ein gewisses Geltungsrecht hätte; wer sich in solchen Augenblicken weit über die eigentlichen Grenzen seines Herzens fortreißen läßt, steht früher oder später da wie einer, der den geborgten Frack zurückgeben muß, noch ehe der Ball zu Ende ist. Eine Liebesbeziehung, in der ein deutlicher Wechsel von festlichen Stunden und katzenjämmerlichem Alltag fühlbar wird, hat von Anfang an einen Riß. Auch in dem, was man an Zärtlichkeit, Feuer und Hingabe leisten kann, soll man nicht über seine Verhältnisse leben.

Es heißt also, mit wenigen Worten — wenn es überhaupt Worte sein sollen — das Wesentliche treffen: gerade genug, daß damit die Tonart angegeben ist, in der man sich zu bewegen gedenkt. Inhaltlich bedeutungsvoll müssen diese Worte nicht sein. Vor Programmusik wird gewarnt.

Mit der Verherrlichung der Liebesszene und des

Glücks, das sie umschließt, brauch' ich mich nicht aufzuhalten; das ist in allen Literatur- und Stilformen genug, vielleicht zu viel geschehen. Lieber möchte ich auf einige Fragwürdigkeiten eingehen dürfen.

Eine der stärksten Triebfedern des Liebesverlangens ist die Neugierde, die man je nach dem Standpunkt auch Wißbegier oder Forschungstrieb nennen kann. Von ihr stammt ein großer Teil des feineren, seelischen Überbaues über den rohen Urtrieb, der vielleicht erst von ihr Gleichmäßigkeit und Dauer erhält. Die reizvollen Fragen, die sich stellen, lösen und wieder aufs neue stellen, bezeichnen deutlicher als irgend etwas anderes den Grad der Verliebtheit. Wie neigt die Geliebte den Kopf, schließt die Augen, reicht die Lippen zum Kuß? Solange man das Gefühl hat, derlei nicht ausstudiert zu haben, solange liebt man. Die Liebe ist auch tatsächlich das einzige Gebiet wirklich ursprünglicher Persönlichkeitsentfaltung. In Hunger und Durst, bei der Arbeit und beim Denken halten sich fast alle Menschen an den Leisten, der ihnen in die Hand gegeben worden ist. Eigenart ist Ausnahme. Nicht so in der Liebe; dem äußerst komplizierten Weg, auf dem der Mensch zur Liebe gelangt — die Kenntnis, daß hier eine langwierige und schwierige Entwicklung von der Geburt bis nach der Pubertät sich abspielt, mit Höhepunkten, Sackgassen, Durchkreuzungen und Verwicklungen, verdanken wir erst Freud —, ist es zuzuschreiben, daß es unzählige Varianten der Liebesmöglichkeiten gibt, so daß darin keiner der anderen

völlig gleicht. Sonst ein langweiliges Herdentier, ist jeder Mensch in dieser Hinsicht originell, ja vielleicht sogar — wenigstens im Keime — genial. Nur leider kommt diese Originalität bei der Durchschnittsliebesszene nicht zum Durchbruch und der Wissenstrieb deshalb nicht genügend auf seine Rechnung — er wird dabei oft sogar enttäuscht. Es ist eben zuviel über diese Dinge erzählt, gesagt und gesungen worden. Alle möglichen gesehenen oder gehörten Vorbilder aus der Nähe und Ferne, Anstandslehre und Moralitäten, insbesonders aber die letzten literarischen Moden stören den Eigenwuchs der Entwicklung. Das Persönliche kommt in seiner vollen Originalität erst in jenen Situationen zur Geltung, in denen die von allen Schranken befreite Natur waltet. Diese sind es, über die Einzelheiten nur selten mitgeteilt werden und denen eine literarische Tradition fast völlig fehlt, so daß von dieser Seite keine Einengung droht. Darüber dann im folgenden Kapitel.

Selbstverständlich wollen Liebesszenen nicht sehr lange Zeit auf demselben Punkte stehenbleiben, sondern haben die entschiedene Tendenz, sich immer weiter zu steigern. Auch hier wissen wir erst seit Freud, daß dies in der Natur der Dinge liegt, d. h. durch den Entwicklungsgang der menschlichen Liebesfähigkeit begründet ist. Es handelt sich um einen feinen Mechanismus, der in der Pubertät aus allen bereitliegenden Bestandteilen zusammengesetzt wird. Alle Seelenquellen und Körperstellen, die in der Kindheit

Liebeslust hergeben konnten, tun dies auch weiterhin. Aber diese Lust ist jetzt zur bloßen „Vorlust“ geworden, d. h. sie hat einen Januskopf bekommen — halb Lust, halb Spannung — und das zweite Gesicht blickt aufwärts, zur nächsten, gesteigerten Vorlust und diese wieder zur nächsten, bis alle Lust und Spannung in die Endlust versinken. An diese Endlust ist dann die Erhaltung des Menschengeschlechts, die Fortpflanzung, geknüpft.

Von den Gefahren und Schädigungen, die aus dem Bestreben folgen müssen, sich an eine Stelle festzuheften, die nicht der natürliche Höhepunkt ist, habe ich schon gesprochen. Aber auch wenn ich die Nervenfrage beiseite lasse, bleibt genug Unerquickliches übrig. Derartige Beziehungen können sehr dauerhaft, ja bis zur Unauflöslichkeit fest sein, aber es sind merkwürdige Fäden in ein solches Band hineingewoben: Mißgunst, die das, was man sich selbst versagen mußte, auch keinem anderen gönnen will, Unfreiheit zur vollen Liebeswahl, Selbstflucht und Angst.

Daß zur richtigen Liebesszene Geheimnis gehört, ist keines. Insbesondere für Frauen bedeutet es oft einen großen Verlust, wenn das Beisammensein dieses Reizes der Verborgenheit beraubt wird. Ein von der Mama approbierter und von den Tanten applaudierter Kuß sagt ihnen nicht viel, und das Glück einer ersten Nacht, an dem „zehntausend entzückte Besucher“ in der Phantasie teilnehmen können, stößt sie ab. Es soll sich deshalb jeder, auch der die legitimsten Rechte

genießende Liebhaber, davor hüten, Zärtlichkeiten zur Schau zu stellen und Liebesglück durch Öffentlichkeit zu profanieren. Ohne daß damit Theater gespielt werden müßte, soll der Grundton des Geheimnisvollen doch nie aufgegeben werden; ihre Liebe sei den beiden Liebenden eine selige Insel, ein nur ihnen offen stehender heiliger Hain. „Unbeschäftigten ist der Zutritt strengstens verboten.“ Die „unerlaubten“ Beziehungen erhalten oft erst durch das ihnen anklebende Geheimnisvolle ihre eigentliche Anziehungskraft. Vielfach handelt es sich um die harmlosesten Dinge, die erst durch das Halbdunkel, in dem sie sich abspielen, reizvoll werden. Das Geheimnis ist dann für die liebe Unschuld so etwas wie ein Ariadne-Faden — nur daß man sich darin leichter in das Labyrinth hinein-, als wieder heraustastet.

Die Kunst, das Geheimnis zu schützen, ist natürlich praktisch nicht minder von großem Wert. Auch in dieser Hinsicht haben die allzulange auf dem Niveau der „Vorlust“ verbleibenden Beziehungen viel Mißliches. Haben die Liebenden einander völlig und ganz gefunden, so eröffnet ihnen ihr rückhaltloses Einverständnis und gegenseitiges Vertrauen fast stets die Möglichkeit, sich an verschwiegener Stelle zu sehen. Anders liegt die Sache, solange sich noch Werbung und Versagung irgendwie entgegenstehen und gegenseitig durchkreuzen. Die Verhältnisse, bei denen dieser Zustand lange dauert oder sich die Werbung gar in asymptotischer Linie — unendliche Annäherung ohne Treff-

punkt — bewegt, sind darum dem Kompromittieren, den unerwünschten Einblicken Fremder am meisten ausgesetzt. Straßenecke, Freundin, Konditorei oder Park machen keinen Unterschied — früher oder später werden sie beobachtet. Mit einem Wort, man kompromittiert sich durch das, was man unterläßt, noch mehr, als durch das, was man tut, und darf sich nachher nur fragen, ob man seine halbe Schuld oder halbe Unschuld abbüße?

Ich möchte bei dieser Gelegenheit an die goldene Regel erinnern dürfen, daß man ein Geheimnis am sichersten verbirgt, wenn man es, soweit es angeht, möglichst auffällig herzeigt. Man soll also das Lügen nur auf das unbedingt Notwendige beschränken, nie harmlose Details mitunterschlagen oder gar in ein wildes Phantasieren hineingeraten. Unnützes Lügen zeugt von mangelhafter Geübtheit und ist zweitens auch unmoralisch. Am besten hält man sich an das amerikanische: „When in doubt, tell the truth."

Wer vom Geheimnis der Liebe spricht, der muß auch etwas über die „Vertrauten" sagen; Gegensätze gehören nun mal zusammen. Die Gattung ist auf der Bühne seit den Tagen des Realismus ausgestorben, in dem zu solcher Wahrheitstreue nicht verpflichteten Leben existiert sie aber noch immer und weiß sich der Degradierung zur stummen — oder gar blinden — Komparserie erfolgreich zu widersetzen. Von diesen Schlachtenbummlern der Liebe ist natürlich jeder ein durch Schicksalstücke verunglückter Napoleon.

Deshalb sind sie auch, trotz aller Bereitwilligkeit, die wie Güte aussieht und es manchmal auch ist, meistens keine angenehmen Typen: gefühlvoll oder berechnend, am häufigsten beides. Dazu gehören vor allem jene, die auf dem Umweg der „Identifikation" die Aufregungen des Romans durchmachen wollen, die ihnen das eigene Leben vorenthalten hat. Sie schwanken dann regelmäßig zwischen dem Wunsch nach Erregung, wie ihn der Zuschauer zu empfinden pflegt, dem kein Spiel allzu hoch oder gewagt sein kann, und jener Vorsicht, der sie ihre eigenen Freuden unterzuordnen gewohnt sind. In der Praxis überwiegt meistens die letztere.

Die Überzeugung, daß ein Mitwisser unentbehrlich sei, und der Drang, ihn möglichst tief einzuweihen, gehören vor allem der Jugend an, die ihre absolut neuen und einzigartigen Erlebnisse doch irgendjemandem anvertrauen muß. Dieses Bedürfnis ist aber nicht unbedenklich, vor allem schon deswegen, weil jene „Identifikationstendenz" der Vertrauten sehr oft darauf hinausläuft, sich wirklich und in allem Ernste an die Stelle des „ersten Liebhabers" — noch weit häufiger der „ersten Liebhaberin" — zu setzen. Die gebräuchlichen Stufen sind: Gemeinsames Schwärmen über Liebe und Geliebte; Freundschaftsabschluß; Bereitwilligkeit, gewisse rein ideelle Vorzüge, die der Geliebten leider! abgehen, durch Freundschaft zu ersetzen; Eifersucht der Geliebten; sofortige Opferwilligkeit und Abschied — womit die Sache in Ordnung ist.

Über die Bestellung des Freundes als Tröster wäh-

rend der eigenen Abwesenheit brauche ich nicht viel zu sagen. Ich halte es für überflüssig, den Nachfolger selbst zu bestimmen. Es ist viel netter, wenn man sich überraschen läßt.

Ein Kapitel über die Liebesszene kann man nicht abschließen, solange nicht ein paar Worte über das Schmollen gesagt worden sind. Männer kann ich vor diesem, auch unter Erwachsenen allgemein beliebten Kinderspiel nicht genug warnen. Sie begeben sich damit auf ein Gebiet, auf dem die Frauen unbestrittene Meisterinnen sind und jedes Raffinement nur wie einen alten Witz aufnehmen, den man am liebsten sogleich mit einem „Kenn' ich schon" unterbrechen möchte. Aber auch ganz allgemein ist gegen das Schmollen mancherlei einzuwenden, so z. B. daß es weder von Mut noch von innerer Freiheit zeugt, wenn man um eine notwendige Aussprache in langsam sich verengernden Spiralen herumgeht. Ferner, daß die von der Liebe verlangte Offenheit sich nur sehr unvollkommen bewährt, wenn man das Motiv einer Verstimmung verschweigt und es sich nur langsam, Stück für Stück, entreißen läßt. Vor allem aber, weil der Hang zur Spielverderberei — und etwas anderes ist das Schmollen ja nicht — einem Liebenden am allerschlechtesten ansteht. Wer etwas Unangenehmes nicht stumm hinunterschlucken kann, der soll es aussprechen. Das Schmollen gehört aber zu jenen Arten des „Schonungsvollen", wo aus angeblicher Rücksicht, um einen peinlichen Eindruck zu ersparen, zehnmal mehr gequält und gemartert

wird, als mit einer aufrichtigen, oder mit anderen Worten unfreundlichen Aussprache. Soviel über die große Frage: Streiten oder Schmollen; recht häufig wird allerdings beides gewählt.

Schließlich möchte ich bemerken, daß Liebesszenen ohne Liebe etwas Gräßliches sind. Sobald sich's also zeigt, daß es ohne die pikanten Beigaben von Zanken, Schmollen und Versöhnen nicht mehr geht, oder gar die Anwesenheit des „Vertrauten" willkommen scheint, sind alle Zeichen erfüllt und das Ende da.

V. Von vorher und nachher.

Die Würde der höheren Entwicklung des Menschen besteht darin, daß ihm gestattet ist, den Zwecken der Natur, denen er nun einmal mit Leib und Leben verfallen ist, auf selbst gewählten Wegen und Umwegen nachzustreben. Wer sich von dem Anschein von Freiheit blenden läßt, der braucht nur an den Geschlechtsakt denken, um wieder demütig zu werden. Unter unseren anderen Lebenseinrichtungen steht dieser wie ein grotesker Urgötze unter Meißener Porzellanfiguren. Keine Schönrederei, keine religiöse Verdammung, keine poetische Verherrlichung hilft über die Tatsache hinweg, daß wir, weil dem Fortpflanzungszweck so und nicht anders am besten gedient ist, durch eine Reihenfolge merkwürdiger und komplizierter Stellungen hindurchgehen müssen, geradeso, wie der Auerhahn seinen Balzgesang und der Häring seine Laichreise unternehmen muß. Darum ist die Frage, ob das Ziel des Weges wert war, ob es sich um „wirkliche“ oder „scheinbare“ Wonnen handelt, so unendlich gleichgültig; spielt sich doch alles auf einem Gebiet ab, auf dem es ein Gegeneinanderabwägen, ein Unterscheiden

zwischen Schein und Sein überhaupt nicht mehr gibt. Weder Grübeln und Forschen, noch die reichlichste Erfahrung kann über den Satz hinweghelfen: Wollen ist Müssen, Müssen ist Wollen.

Dieser Grundvoraussetzung entsprechen die grotesken Details der Ausführung. Nicht des kleinsten Schrittes Abstand trennt das Erhabene vom Lächerlichen, sie sind vielmehr untrennbar miteinander verflochten; jeder Augenblick enthält, je nach der Perspektive, in der man ihn sieht, das eine und das andere. Wir wollen den der Nächstenliebe gebührenden Schleier ungelüftet lassen und uns mit der Andeutung begnügen, daß beim „ersten Glück" komische Episoden zwar abgekürzt aber nicht ganz umgangen werden können. Der einzige Trost liegt in der Erkenntnis, daß es sich um ein allen Menschen gemeinsames Schicksal handle, nicht um individuelles Mißgeschick. Daraus folgt, daß man sich von einer gewissen Grenze an über die Scheu vor dem Lächerlichen — die sonst in der Liebe eine so große Rolle spielt — einfach hinwegsetzen darf. Wer will, kann das mit dem Satz, daß: „Leidenschaft alles adelt" umschreiben; jedenfalls hat in solchem Falle jedermann das Recht, sich und seine Wünsche ernst zu nehmen und Geschmacks- und Taktfragen für eine Weile zurückzustellen.

Das alles gilt selbstverständlich nur für vorher. In den Augenblicken aber, in denen der Mensch aufhört, bloßes Gattungswesen zu sein, muß es sich erweisen, ob er mehr ist, als eine Marionette, die vornüberfällt,

wenn die zwei Drähte, an denen sie gezogen wird: Naturtrieb und Konvention, schlaff hängen. Was zuerst auftaucht, ist ein Urgefühl, erweckt dadurch, daß einem anderen Menschen in die geheimsten Tiefen Einblick gegönnt, ja ihm ein Stück des eigenen Ichs aufgeopfert wurde. Die Art der ersten Stellungnahme zu diesem Gefühl entscheidet. Wer die Selbstentäußerung, die überintime Annäherung nachher nur einen Augenblick lang als Demütigung und Fessel empfindet, der hat den Gipfel der Liebesfähigkeit — die eben in Hingabelust und der Zerreißung der um das Ich gezogenen Isolierzone besteht — noch keineswegs erreicht.

Die Tendenz, die Liebe überhaupt zu entwerten und der Menschheit zu verleiden, muß folgerichtig darin gipfeln, die Möglichkeit einer solchen beseligenden Selbstaufgabe in Abrede zu stellen. Darum lehrt der mönchslateinische Zynismus: „Omne animal virile post coitum triste, exceptis passeribus, studiosis et gratuite admissis. — Jedes männliche Wesen ist nachher traurig, mit Ausnahme der Spatzen, der Studenten und solcher, die's umsonst gehabt haben." Dieser Tendenz parallel bewegt sich eine andere Strömung, ebenfalls aus einer mönchischen Einstellung stammend, aber schon so alt, wie der Sündenfalls-Mythus, wenn nicht älter. Die Anklage, die auch heute noch erhoben und der lieben Mode zuliebe neben den alten philosophischen und metaphysischen auch noch mit biologischen Argumenten ausgeputzt wird, lautet: Das Weib ist die Verführerin, die darauf ausgeht, den Mann seiner ur-

sprünglichen Hoheit zu berauben und ihn zu dem bloßen Geschlechtswesen, das sie selber ist, herabzudrücken. Aus solchen Vorwürfen spricht ein deutliches Schuldgefühl, das ich weder leicht nehmen noch verspotten möchte. Aber das glaube ich, läßt sich dieser Meinung, so ehrwürdig ihr Alter und ihre Quelle auch sein mag, mit Recht entgegensetzen, daß es weder vornehm gedacht noch mutig ist, die eigenen Sünden und Schwächen einer fremden Verantwortlichkeit zuzuschieben und sich rein zu waschen, indem man andere anschwärzt.

Es ist Zeit, daß wir von der Theorie wieder zur Praxis und zum Einzelfall zurückkehren. Ich denke, es ist unnötig, sich darüber ausführlich auszulassen, daß, was immer die Empfindungen unmittelbar nachher sind, keinesfalls im Ton und Benehmen etwas von Abwehr oder plötzlicher Kälte zum Ausdruck kommen darf. Hinter physiologischen Ausreden wird sich kein richtiger Mann verstecken wollen; in guter Gesellschaft ist man eben verpflichtet, solche Dinge für andere unmerkbar zu machen. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich dann, ob einer gewohnt ist, auch in der Liebe der guten Gesellschaft anzugehören; wer es nur dazu gebracht hat, der schmutzig-roten Fahne der käuflichen Venus zu folgen, verrät sich dadurch, daß er im Moment nachher in jeder Frau die Dirne sieht. Rücksicht und Zartgefühl nachher verspricht nämlich der Mann stillschweigend einer Frau dadurch, daß er um sie wirbt; deshalb schuldet er es nur da nicht, wo

die Werbung ganz überflüssig ist, sonst aber bei jeder, auch der flüchtigsten Verbindung, nicht bloß dort, wo ein langes Beisammensein, gewissermaßen von Jubiläums halber, in Ehren gehalten wird. Es muß noch etwas anderes dasein als der gewöhnliche Respekt des Durchschnittsmenschen vor seinen eigenen Gewohnheiten, der den sichersten und geradesten Weg ins Philisterium darstellt, beziehe er sich nun auf die Hausschuhe unterm Bett oder auf die Genossin der letzten Ekstasen.

Alle diese Winke und Ermahnungen werden deshalb notwendig, weil Mann und Frau weit öfter als beim Anfachen des Feuers bei seinem Erlöschen die Verschiedenheit ihrer Leidenschaften erfahren. Über den Mann brauche ich nicht viel zu sagen; es ist fast stets dasselbe Bild, sehr ähnlich der Höflichkeit des Wiener Hausmeisters um Neujahr herum: Plötzliche Zunahme bis zum Fest und dann noch rapideres Absinken.

Viel komplizierter liegen die Dinge bei der Frau, und wer volles Glück geben und empfangen will, darf nicht bloß seinen Instinkten — die natürlich ganz aufrichtig egoistisch sind — folgen; mit anderen Worten, er muß sich nach der Einfühlung auch noch um Verständnis bemühen. Leider fühle ich mich zu einer theoretischen Wegweisung nicht imstande. Es ist außerordentlich schwer, die Erfahrungen anderer auf diesem Gebiete zu sammeln. Übrigens verhalten sich auch bei der Mitteilung derartiger Dinge Mann und

Weib prinzipiell verschieden: Frauen verschweigen und Männer lügen.

Soviel weiß ich aber doch, daß an den meisten sogenannten „kalten" Frauen durch Unverstand und Rücksichtslosigkeit gefrevelt wird. Sie selbst sind meist völlig hilflos, denn dank der Sorgfalt, mit der die Erziehung alles „Häßliche" von ihnen ferngehalten hat, wissen sie gar nicht, daß es anders sein könnte und sollte. Sie nehmen die Tatsache, daß die vielgerühmte Liebe in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Erfüllung einer peinlichen Pflicht, mit stillem Fatalismus hin. Kommt dann einer, der diesem Dornröschenschlaf ein Ende zu machen weiß, so wird er selbstverständlich auch als Prinz empfangen — selbst, wenn sonst nicht viel Prinzliches an ihm ist.

Die Schwierigkeiten liegen, soviel ich sehe, zwischen den zwei Endpunkten einer Reihe: der eine ist die langsame Entzündbarkeit, die eines ausgedehnten und intensiven Vorspiels bedarf. Solche Naturen kann der fünfte Akt des Dramas, der Höhepunkt und Katastrophe enthält, nicht aus ihrer Seelenruhe bringen, ja, er bleibt ihnen vollständig unverständlich, wenn man ihnen die einleitenden Akkorde, Exposition, aufsteigende Handlung und was sonst zur vollständigen dramaturgischen Technik gehört, vorenthält. Das entgegengesetzte Extrem sind die, deren feurige und zielbewußte Leidenschaft, der männlichen ähnlich, auf einen bestimmten Gipfel zustrebt; dieser muß dann um jeden Preis erklommen werden, eine Enttäuschung läßt sich

durch keinen Ersatz wieder gutmachen. Bei ihnen nützt wieder die geschickteste Exposition nichts, wenn der Höhepunkt ausbleibt.

Durch Freud wissen wir, daß diese Unterschiede des Temperaments auch ihre somatischen Unterscheidungspunkte haben. Diese zu kennen, ist erst recht wichtig, doch das soll man bei ihm selbst nachlesen. Aus seiner grandiosen Darstellung der „Organischen Chemie der Liebe" habe ich nur ein paar Hausmittel und Rezepte gezogen.

Zum Schluß noch eines: Eine Frau, die nachher sagt: „Was wirst du jetzt von mir denken?" soll man sofort vor die Türe setzen.

VI. Abschied nehmen und Abschied geben.

Ich glaube fast, es ist noch niemandem gelungen, ganz rechtzeitig Abschied zu nehmen. Das „zu früh“ mag auch vorkommen, die Regel aber ist, daß man es so lange für zu früh hält, bis man bemerkt, daß es zu spät geworden ist. Die gemeinplätzige Regel vom „Aufhören, wenn's am besten schmeckt“ nützt gar nichts; denn daß es das Beste war, merkt man doch erst, wenn man beim Minderguten angelangt ist, da es keinen absoluten Gipfelpunkt gibt und jedes Beste die Hoffnung auf ein Allerbestes weckt. Wenn also Rechtzeitigkeit nicht zu erreichen ist, so sollen doch wenigstens die ersten Anzeichen der überschrittenen Frist erkannt und beachtet werden. Von diesen Anzeichen ist eines vor allen anderen wertvoll, wenn auch die meisten Menschen nicht genug Respekt vor sich selbst haben, um sich ihm zu beugen: sobald zum erstenmal die volle Gewißheit kommt, daß es irgendwann einmal ein Ende gebe, ist dieses Ende da und alles andere nur mehr ein Nachspiel. (Die Beziehungen, bei denen man das Ende schon beim An-

knüpfen vor Augen hat, gehören nicht hierher; wo von Anfang an das Gefühl hinter die Zweckmäßigkeit zurücktritt, sind Ratschläge überflüssig.) Als Zeichen dafür, daß die Höhe — es muß kein Punkt sein, es gibt auch in der Liebe Gipfelwanderungen — überschritten ist, muß es auch genommen werden, wenn der Weg zum erstenmal abwärts führt. Sehr, sehr selten steigt er dann wieder, meistens führt er unaufhaltsam nach unten. Statt seinem Gefühl zu trauen, glaubt man seiner Schwäche und getröstet sich jeder schönen Stunde, in der man den Anfang einer neuen „hohen Zeit" sehen möchte. Freilich, auch der Abend hat Glanz und Verklärung, aber während sich die Blicke in den himmlischen Rosengärten begegnen, werden die Schatten auf der Erde immer länger und tiefer.

Das schlimmste sind nicht die gehässigen Blicke und die verletzenden Worte, nicht die häßlichen Szenen und unaufrichtigen Versöhnungen; das schlimmste ist, daß die bösen Stunden die guten auslöschen. So wird durch das vergebliche Bemühen, die Liebe über ihre natürliche Lebensdauer hinaus zu erhalten, ihr Bestes, der Duft der Erinnerung, vernichtet und das einzige, was als unzerstörbare Gemeinsamkeit jede Trennung überdauern könnte, langsam zerrissen und zertreten. (Wirst Du diese Zeilen lesen, Geliebte, und erraten, daß sie nur dazu da sind, um Dich und die Art, wie Du mir... wie Du mir verlorengegangen bist, vor mir selbst zu rechtfertigen?)

Ein schwerer Irrtum ist es, zu glauben, „daß die

Sache von selbst zu Ende gehen müsse", daß man sich also durch Zuwarten gar manche Bitterkeit ersparen könne. Ganz im Gegenteil: viel stärker als gemeinsames Glück und Lust verknüpfen gemeinsame Qualen, besonders wenn man sie sich gegenseitig bereitet hat. Mißgunst, Neid, Eifersucht, vom Haß vergiftete Küsse, erheuchelte und halb wieder wahr gewordene Zärtlichkeit, das Wissen, daß einer des anderen geheime Brandmale kennt, daraus werden die schwersten Ketten geschmiedet.

Darum gehört das Verabschieden nicht zu der Kunst, die richtigen Übergänge zu finden, wie fast alle anderen Taktfragen. Das Abschiedgeben (es scheint, daß auch hier das Geben immer noch seliger ist als das Nehmen) vollziehe sich bestimmt, klar, scharf und entschieden. Daß das grausam sein kann, ist wahr, aber das liegt in der Sache, und wer eine Grausamkeit begehen muß, der soll sich wenigstens nicht bemühen, sie als humanen Akt zu vollziehen. Damit täuscht er vielleicht sich, aber nie sein Opfer. Übrigens steht die Brutalität des Schlusses immer in geradem Verhältnis zu der Unaufrichtigkeit, die bei der Anknüpfung aufgewendet wurde. Darum bemühen sich die Einsichtsvollen, vom Beginn an wahr zu sein, so schwer das in einer Zeit leidenschaftlicher Hoffnungen sein mag; sie wissen, daß der Zwang zur Brutalität beim Abschied eine naturgesetzliche, also unentrinnbare Folge und zugleich die gerechte Strafe für jedes Abweichen von diesem Wege ist. Ganz vergeb-

lich ist es, die Brutalität dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man sie mit „gefälligen Fiktionen" verkleidet. Den Gebrauch redensartlicher Fetzen wie „Zwang der Umstände" und mit „zerrissenem Herzen" oder der „Stimme des Gewissens" oder gar vom „Opfer, das man dem geliebten Wesen bringen muß", kann ich mir nur als eine Art Kasteiung durch Selbsterniedrigung erklären. Geholfen haben sie noch nie.

Bei solchen schwächlichen Mitteln pflegt der Rückzugsversuch, wenn er nicht von der anderen Seite insgeheim unterstützt wird, glänzend zu mißlingen. Nach längerem, schmerzhaftem Hin- und Herzerren muß dann erst recht zum letzten Auskunftsmittel gegriffen werden. Der Kern des Ganzen ist einfach der: Wer geliebt werden will, greift in ein fremdes Schicksal ein und muß sich darauf gefaßt machen, Leiden zu verschulden. Durch Flucht oder Wegschauen läßt sich das nicht aus der Welt schaffen, nicht einmal durch pflichtmäßige und widerwillige Treue.

Wie der Abschied genommen wird, so soll er auch gegeben werden, d. h. in der Erkenntnis, daß es nutzlos ist, den bitteren Bissen zu zerkrümeln. Wer dem anderen das Abschiednehmen schwermacht, opfert überdies noch ein Stück seiner Selbstachtung und schafft sich so zum Schmerz auch noch Reue und Scham. Mit Hilfe der Tränen kann man allerdings ziemlich leicht hinter jedem Schlußstrich ein neues Kapitel beginnen, aber die Fortsetzung gerät keinem von beiden zur Freude. Ein Liebeersatz, heiße er nun Liebol

oder Amorin, ist stets unerfreulich; am ärgsten aber ist das Mitleid, wenn es der Liebe nicht vorausgeht, sondern ihr nachfolgt und den von ihr verlassenen Sitz einnehmen will.

Diesen weisen Lehren muß ich wohl noch hinzufügen, daß ich genau weiß, wie nutzlos sie für jene sind, die das Schicksal dazu ausersehen hat, den Trennungsschmerz in seiner ganzen, fressenden Schärfe auszukosten, die ewig umhergeschleudert sind auf stürmischem Meer, zwischen: „Es kann nicht sein!" und: „Es ist doch so!"

Um die ganze Tiefe dieses Schmerzes zu verstehen, muß man wissen, daß Eros nur e i n e n Pfeil für jedes Menschenherz in seinem Köcher führt. „Ich habe keinen zweiten zu versenden" — daher das Schicksalhafte der Liebe. Vielen gelingt es nun freilich, diesen einen Akkord in eine „unendliche Melodie" aufzulösen, aus der einen Person, die sie vom Anfang bis zum Ende ihres Lebens zu lieben verurteilt sind, eine Reihe zu bilden: es ist im Grunde immer wieder dieselbe Gestalt, aber gnädig verhüllt vom Schleier der Maja, dessen Eigenschaft es bekanntlich ist, unendliche Mannigfaltigkeit vorzutäuschen. Anderen, zu härteren Kämpfen Auserlesenen, hat die Maja („Principium individuationis" nennt Schopenhauer die Dame) ihren Schleier versagt. Sie lieben wirklich und in allem Ernste nur einen einzigen Menschen; mit seinem Verlust hat das Leben Inhalt und Farbe verloren; es wäre völlig leer und leblos ohne Sehnsucht und Er-

innerung, und selbst diese werden getrübt durch ein seltsames Gefühl, das die Untreue und jede andere Häßlichkeit des verlorenen Geliebten als eigenen Makel empfinden läßt.

Ein besonders schwerer Abschied ist auch der, der im Zeichen des Herbstes steht. Es ist merkwürdig, aber von der Zeit an, wo das Leben seine buntesten Farben aufglühen läßt, wird jeder Abschied, auch der leichteste, flüchtigste, zum Symbol des letzten. Sich vom Geliebten trennen, heißt dann immer deutlicher, der Liebe selbst Lebewohl sagen, oder sich mit dem ärmlichen Trost bescheiden, daß auf den letzten Tropfen vielleicht noch ein allerletztes Tröpflein folgen werde. Einen solchen Abschied nicht feierlich zu nehmen, fällt schwer, und doch ist es notwendig, denn ein alltägliches Schicksal wird dadurch nicht bedeutungsvoll, daß es uns persönlich trifft. Gegen das Schicksal aufbegehren ist tragisch, wenn es unserem Werk, lächerlich, wenn es unseren Freunden zuliebe geschieht.

Wenn die Wiese in vollem Saft und Frühlingsfarbe steht, muß die Sense daran gelegt werden. Wer sie schonen will, um sich länger zu freuen, findet sie am nächsten Tag doch verdorrt und verblüht. Dabei soll keiner ein ernstes Gesicht schneiden, als hätte er nicht längst gewußt, daß die Blume und das Heu, jedes seine Zeit hat. Die Liebe kennt nur Gegenwart, und Sparbücher für die Zeit späterer Dürftigkeit gibt es nicht.

Zweiter Teil

VII. Die Halben.

Auf allen Gebieten kann einer den Ganzen spielen und sich und andere sein Leben lang täuschen, nur in der Liebe nicht; sie macht jeden Riß, jede Spaltung des innersten Wesens offenbar. Alle ethischen und ästhetischen Hilfskonstruktionen helfen ihr gegenüber nichts. Jede tief verborgen gehaltene Schadhaftigkeit tritt dann mit Selbstverständlichkeitsmiene ans Licht, als hätte sie nur auf dieses Stichwort gewartet.

Wer also erfahren will, wie seine Mitmenschen unter dem Zivilisationsfirnis und der kulturellen Oberfläche aussehen, der muß sich ihnen von der Liebesseite her nähern. Deswegen ist ja auch alles, was das Liebesleben betrifft, in unseren gesellschaftlichen Zuständen mit dem Schleier konventioneller Verlogenheit zugedeckt. Andererseits werden durch diese Tatsache unsere Dichter gerechtfertigt, die sich in allen Formen, vom lyrischen Gezirp bis zur schonungslosesten Seelenanalyse um Liebe und nur um Liebe kümmern; es ist eben die einzige Gelegenheit, Menschen in ihrer ganzen Menschlichkeit zu sehen und zu schildern.

Eine systematische Übersicht aller Entgleisungsmög-

lichkeiten und Schiffbrüche kann ich mir wohl ersparen. Auch steht eine große Gruppe davon schon jenseits meiner Aufgabe. Zu ihr gehören die extremsten Typen, jene, die den breiten und offenen Weg, der zum Haupttor des Tempels der Aphrodite führt, nicht gefunden haben und sich nun durch allerhand dunkle Seitenpförtchen, enge und schmutzige Mauerlöcher hineinschleichen müssen; solcher Verirrter — „Perverse" nennt sie, nicht ohne sittliches Pathos, die Wissenschaft — gibt es mehr, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Dazu kommt die große Zahl derer, die auf den einsamen Pfaden ihrer Jugendfreuden lebenslänglich weiterwandeln.

Alle diese dürfen wir beiseite lassen; auch innerhalb der landesüblich als korrekt geltenden Formen des Liebeslebens finden wir noch Halbheiten genug.

Ich nenne vor allem diejenigen, die ganz unter der Herrschaft des Gegensatzes zwischen Fleisch und Geist stehen. Ihre Liebesfähigkeit zerfällt in zwei streng geschiedene Hälften, von denen die rechte nicht wissen will, was die linke tut. Auf der einen Seite, wo sie sich mit Herz und Seele binden, lieben sie „seraphisch", mit einer Schwärmerei, die den Körper mit seinen Wünschen und Rechten weit unter sich läßt. Das nennen sie „reine Liebe", weil ihnen Reinheit und Sinnlichkeit ein unlöslicher Widerspruch ist. Sie tun dann auch alles, damit die andere, erdwärts gerichtete Seite ihrer Leidenschaften den Vorwurf der Unreinheit, besser noch Unreinlichkeit verdiene. „Je schlim-

mer, je besser" ist dann der Wappenspruch ihrer irdischen Liebe, die sich dort am behaglichsten fühlt und am freiesten bewegt, wo jedes Gefühl, ja jede menschliche Anteilnahme an dem Gegenstand, fast ließe sich sagen, dem Objekt ihrer Triebe, fehlt. Für die Anhänger der „hohen Minne" kann die niedere nicht zu niedrig sein. Diese „Tendenz zur Erniedrigung des Liebeslebens", wie sie Freud nennt, ist es, und nicht etwa eine unbändige Sinnlichkeit, die den „Wüstling" macht. Deshalb ist der richtige Wüstling immer auch sentimental.

Wieviel ein solcher Zwiespältiger auf der Tag- oder Nachtseite seines Trieblebens wirklich auslebt, ob die Schwärmerei oder die Geschlechtlichkeit in seinem Charakter obenauf liegt, das sind eigentlich Fragen zweiten Ranges. Wesentlich ist, daß Mariendienst und Priapuskult, sinnenfremde Seelengemeinschaft und seelenlose sinnliche Lust in solchen Seelen untrennbar zusammengehören, einander ergänzen, ohne doch je zu einer Einheit verschmelzen.

Diese Form der „Halbheit" ist typisch männlich und findet sich nur ganz ausnahmsweise bei Frauen. Selbstverständlich wird sie für gewöhnlich streng geheimgehalten, aber meist nur mit sehr unvollkommenem Erfolg. Einem einigermaßen geübten Blick verrät sie sich schnell, ob die Betrachtung nun von dieser oder jener Seite möglich ist, entweder durch die eigensinnig festgehaltene Forderung sinnlicher Unberührtheit in der Liebe oder durch die Häßlichkeit und den

Schmutz ihres Genießens, das den Charakter einer Ausschweifung trägt.

Ein Kennzeichen z. B., das ziemlich sichere Schlüsse gestattet, ist die Vorliebe für die Zote, die auf keinem anderen Grunde in gleicher Üppigkeit gedeiht. Natürlich darf mit der Zote weder die Derbheit verwechselt werden, die sich unbefangen über eine gesellschaftliche Konvention hinwegsetzt, noch der Zynismus, der die Konvention vorsätzlich mißachtet und für die Unzerstörbarkeit der Naturtatsachen plädiert. Beide sind in ihrer Ablehnung jeder Art von Zubereitung und Überguß der Naivität verwandt und damit dem Besten und Schöpfungsfähigsten, was in unserer Natur liegt. Die Zote hat mit Naivität nichts zu tun; sie ist eine Form der Werbung, und zwar die einzige, die diesen „Halben" völlig gemäß ist. Anstatt nämlich der Frau, deren Eroberung versucht werden soll, die Versicherung zu geben, daß man ihren Reiz und Wert tief empfinde, wie es dem Stil einer richtigen Werbung entspricht, soll die Zote ihr jeden persönlichen Wert nehmen, alles Sanfte und Zärtliche beiseite werfen und an seine Stelle Roheit und Verachtung setzen und damit die Lust und Kraft zum Liebesspiel freimachen. Das Zotenreißen, dessen sich ein Stammtisch befleißt, ist ein Lied „an die ferne Geliebte", die dann später auch der eine oder der andere in irgendeiner dunkeln Seitengasse sucht und findet. Natürlich mit Ausnahme der Ehemänner, die sich mit Phantasieausflügen in das „gelobte Land" begnügen.

Aber ernstlich gesprochen, was bedeutet diesen „Halben" die Ehe? Am besten ist's noch, wenn sie ein Mädchen heiraten, das ihnen von vornherein gleichgültig ist, „weil die Richtige doch unerreichbar sei". Es gibt dann keine großen Enttäuschungen, für den Mann gewiß nicht und kaum auch für die Frau, die ihre eigenen Gründe haben kann, in der gegenseitigen Gleichgültigkeit der Gatten die beste Grundlage für eine glückliche Ehe zu sehen. Hie und da geschieht es, daß einer der dunkeln, irdischen Seite seiner Triebe so sehr unterliegt, daß er die Ehewahl in diesem Sinne vollzieht — nein, keine Wahl, es ist dann eben der Zwang, der dem Besiegten auferlegt wird und den er auch als solcher trägt: grollend, abwechselnd brutal rachsüchtig und sklavenhaft feige, aber stets erfüllt von der gründlichsten Selbstverachtung. Nicht sehr viel besser wird es, wenn das Zünglein nach der anderen Seite hin ausschlägt, d. h. wenn es gelingt, das vergötterte und umschwärmte Idealbild heimzuführen. Es ist nämlich keineswegs so, daß die innere, seelische Schranke, die jedes sinnliche Begehren, jedes leidenschaftliche Berühren als Heiligtumsfrevel erscheinen ließ, plötzlich verschwindet, wenn Standesamt und Priestersegen ihr Werk getan haben. Die Keuschheitsforderung stammt ja gar nicht aus dem Respekt vor der Satzung, aus der Abneigung gegen Illegitimitäten, wenn sie sich auch ein solches Mäntelchen zurechtgeschneidert haben mag. Ihr Ursprung liegt in tiefen, urzeitlichen Seelenschichten, deren Entscheid,

wenn er einmal erflossen ist, für alle Zeiten gilt. Dem schwärmerischen Liebhaber war gerade die Angeschwärmte als Begehrungsziel, als Besitz seiner Umarmungen undenkbar, „verboten", und dem Ehemann bleibt es unmöglich, „zu genießen, wo er angebetet hatte". So wird aus dem feurigen Verehrer ein höchst nüchterner und lauer Beglückter, der mit allerhand Arten von Schuldgefühl bepackt bestenfalls die staubige Alltagsstraße der Ehe einhält.

Bei Frauen ist, wie schon gesagt, die Aufteilung zwischen himmlischer und irdicher Liebe nur selten zu finden, etwas anderes Ähnliches um so häufiger. Das junge Mädchen, dem, wenn es als wohlerzogen gelten soll, beigebracht werden muß, daß es jede über den Kuß hinausgehende Zärtlichkeit als abscheulich und schmutzig ansehen, — oder vielmehr, überhaupt nicht ansehen, nichts von „häßlichen Dingen" wissen soll, lernt diese Lektion öfters so gut, daß es nicht imstande ist, sie später zu verlernen. Sie lehnt die Ehe dann ab oder wird eine kalte, abweisende Ehefrau. Zur „Halbheit" kommt sie deshalb nicht, weil sie für Liebe und Zärtlichkeit auch in idealer Form — höchstens die Mutterliebe ausgenommen — nichts übrig hat. Sie wendet vielmehr dem ganzen Gebiete mit energischem Schwung den Rücken zu, ohne sich auf Unterscheidungen einzulassen. Das Resultat ist bekannt: entweder die alte Jungfer mit Mops und Klavier, oder die Emanzipierte mit fatigantem Eifer für alles Edle, Gute und Schöne, oder die „Hausfrau",

die in der Sorge um die Möbel geflissentlich die Menschen, zu deren Gebrauch sie dienen sollten, vernachlässigt oder molestiert.

Einen zweiten Typus der „Halben" repräsentiert der „Don Juan". Es scheint vielleicht paradox, das Vorbild aller Liebesheldenschaft unter die Liebeskrüppel einzureihen. Und doch hat es damit seine Richtigkeit, denn der Wesenszug des Don Juan ist innere Rastlosigkeit; er ist der „ewige Jude der Liebe", der nirgends verweilen kann, weil ihn Unbefriedigung ruhelos von einer zur anderen treibt. „Eroberung" ist ihm nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck und für die Herrschaft, die „das Weib" über ihn ausübt, rächt er sich grausam an der einzelnen.

Der Don Juan darf allerdings mit einer anderen, erheblich landläufigeren und gemeinplätzigeren Figur nicht verwechselt werden: dem „Feschak", dem „Suitier", der mit dem Besitz eines „flotten" Schnurrbartes ein bedeutendes Ausmaß von commis voyageur-Beredsamkeit und den dazu gehörigen Anbiederungseifer vereinigt. Das Hauptunterscheidungsmerkmal ist: Er nimmt, was er kriegen kann (was, nach Leporellos Behauptung, der Opern-Don Juan auch tut, der infolgedessen eine nur mäßig interessante Erscheinung bliebe, wenn Musik nicht nach dem Dämonischen hin wirkungsvoller wäre, als alle Psychologie); sein Ziel besteht in leichten und möglichst folgenlosen Genüssen und der Befriedigung seiner Eitelkeit. Seine Erfolge liegen (ganz ungleich jenen des wahren Don Juan)

nach der Linie des mindesten Widerstandes hin: Die Kellnerin, die Ladenmamsell, die junge Frau mit dem alten Mann, die nicht mehr ganz junge Witwe, das ist sein Operationsgebiet. Er ist kein Ahasver, sondern ein Sonntagsjäger, der sich rechtzeitig in die häusliche Behaglichkeit zurückzieht, um dann sein ganzes Leben lang mit seinen Taten und Trophäen zu renommieren.

Nicht so der Don Juan. Wenn ihn nur die schwierigen und langwierigen Eroberungen reizen und die unmöglich scheinenden die liebsten sind, so ist die Lust, sich stets aufs neue die eigene Unwiderstehlichkeit zu beweisen, doch nicht mit dem gemeinen Eitelkeitsmotiv zu verwechseln, das sich in billigen Erfolgen bespiegelt. Die Gründe für seine Unfähigkeit zur Treue liegen tiefer, liegen in seiner ewig neuen, immer wieder enttäuschten Hoffnung, endlich die Richtige, Unersetzliche zu finden. Nach erreichtem Ziel verschwindet die Illusion, und so können ihn nur diejenigen Frauen fesseln, die ihm die Illusion nicht zu schnell durch ihre allzufrüh gewonnene Hingabe rauben. Der Don Juan gehört nämlich zu jenen, die an Stelle der verlorengegangenen und nie wiederherstellbaren Einheit der Geliebten die Endlosigkeit einer unermüdlichen Reihenbildung setzen, aber er unterscheidet sich von ihnen durch die Stärke seines Gefühls und seiner Enttäuschung. Darum sieht er „Helenen in jedem Weibe", solange er wirbt (Faust ist Don Juan und darum wirkt das Drama Grabbes so überflüssig), d. h. er

verwechselt die Anziehungskraft der Situation, die seine ganze Leidenschaft in Flammen setzt, mit dem Zauber, der von der Person der Geliebten ausgeht, bis ihn sein Triumph aufklärt — und zur nächsten treibt.

Man darf es nicht für Zufall halten, daß das Urbild des Don Juan in Spanien zu Hause ist, noch auch, daß die psychologisch feinste Studie über dieses Problem geradezu vom entgegengesetztem Pol herstammt, aus einer asketischen und frommen — noch dazu protestantisch frommen! — Seele, von Sören Kierkegaard. Gegensätze berühren sich — nämlich in ihrer gemeinsamen Wurzel. Die Lust des Spaniers ist — Autodafé und Stiergefechte sind Zeugen — stets von Grausamkeit untermalt und derselbe Hang zur Qual drückt sich in der sublimen Vorstellung, daß Gottes Liebe nur an der Marterung des Menschen ein Wohlgefallen finde, aus. Auch Kierkegaard, der protestantische Dostojewski — man könnte ihn ebensogut einen skandinavischen Stendhal nennen — hat sich seinen, das Leiden als Liebeszeichen fordernden Gott nach dem eigenen Ebenbild geschaffen.

Beim Don Juan-Typus findet diese düstere Passion an zwei Punkten Ausdruck. Zunächst in der Ausschließlichkeit, mit der ihn das Zerbrechen des weiblichen Widerstandes anzieht — gleichgültig, ob Tugend oder Treue, Religion oder Scham ihn geschaffen hat. Willig Gegebenes reizt ihn nicht und nach gelungener Unterwerfung geht er seines Weges; Liebe be-

deutet ihm Kampf und Überwältigung. Auch die schonungslose Grausamkeit der Abkehr von der eben noch Geliebten ist ein Ziel geheimer Lust, nicht wie beim bloßen „Lebemann“ Bequemlichkeit und gedankenloses Abwechslungsbedürfnis. Bei Kierkegaard wirkt es geradezu komisch, wie sich seine Phantasie in die Leiden der Verlassenen einwühlt, die sich in Wirklichkeit längst mit einem Anderen getröstet hatte.

Das weibliche Pendant zum Don Juan — ein sehr ungefähres, wenn auch nicht ungefährliches — ist die „Sirene“. Der Unterschied liegt darin, daß ihr in den Augen eines leidenschaftslosen Beobachters — also eines Odysseus, solange die Stricke, die ihn an den Mastbaum schnüren, nicht reißen, — regelmäßig etwas Komisches anhaftet. Das kann nicht anders sein, weil sie einen natürlichen, allgemein-weiblichen Grundzug, den Wunsch, jedem Manne, wer und wie und was er sei, zu gefallen, zum Metier erhebt und dadurch zur Karikatur macht. Die Spielarten der Sirene sind mannigfaltig. Die primitivste ist diejenige, die ihren Wunsch nur auf wertvolle, geistig bedeutende Männer einzuschränken vorgibt (gewöhnlich präsidiert sie einem literarischen Salon) und ihn auf die einfachste Weise erfüllt, indem sie jeden, an dessen Anbetungsbereitschaft sie zu zweifeln Ursache hat, für einen Esel erklärt. Intrikater wird die Sachlage bei den seelenvoll Anteilnehmenden; ohne Unhöflichkeit ist es kaum möglich, ihnen gegenüber dem schmachtenden Tonfall dauernd auszuweichen.

Die merkwürdigste Gattung der Sirenen ist die ernsthaft gefährliche, die „Männerverderberin", die darauf ausgeht, die ihr Verfallenen in möglichst rascher Reihenfolge zugrunde zu richten. Sie ist weder berechnend noch eigennützig und begnügt sich deshalb nicht mit dem Geld ihrer Opfer, auch nicht mit der Zerstörung ihres Familienlebens, ihrer sozialen Stellung und dergleichen Äußerlichkeiten; sie weiß tiefer zu greifen und Schlimmeres anzurichten: sie verzerrt den Charakter, verpfuscht den Lebensplan, besudelt die Selbstachtung und liefert die ganze Persönlichkeit unheilbarer Fäulnis aus. Diese Frauen gehören seit den Tagen Shakespeares zu den beliebtesten Modellen der Dichter, die sie in allen möglichen Beleuchtungen — schmähend, verurteilend, verzeihend, verklärend — dargestellt haben, so daß für meine Auslassungen nicht mehr viel übrig bleibt. Es muß aber betont werden, daß diese „Teufelinnen" (natürlich stets im Besitze eines Madonnen-Augenaufschlages) durchaus dem Leben und der Wirklichkeit angehören, denn einige ihrer Sänger haben sich — sei es als Richter oder Opfer — so leidenschaftlich in das Problem eingebohrt, daß man bei ihnen nur der Ausgeburt eines überschwenglichen Hasses oder dem Produkt einer bis zur Halluzination gesteigerten Blickschärfe zu begegnen glaubt. So war insbesonders Strindberg in seinen Mannesjahren nicht imstande, das Weib unter irgendeiner anderen Form zu sehen.

Und das psychologische Motiv, das einen solchen

Typus hervorbringt? Wenn ich die Dichter recht verstanden habe, so meinen die meisten, daß eine Art dunkler Rachsucht die Ursache ist, daß eine durch den Mann erlittene Erniedrigung dazu treibt, ihn zu demütigen und zu vernichten. Ich habe das viele Jahre für richtig gehalten, allein heute scheint es mir, als ob nur ein Teil der Wahrheit darin enthalten wäre. Ich habe zu oft beobachten können, daß diese Frauen gutartig, teilnahmsvoll, ja selbst aufopfernd sein können und das nicht nur nebenbei und zufällig, sondern auch gegen die Männer, die sie leichten Herzens und ohne den mindesten Gewissensvorwurf zugrunde richten. Sie erscheinen mir zu solchen Zeiten keineswegs als Rächerinnen, sondern eher als neugierig-grausame Kinder, die in aller Harmlosigkeit, aber mit großer Konsequenz den Puppen die Beine und den Fliegen ihre Flügel ausreißen. —

Die Sirenen, die bloß geheiratet werden wollen, übergehe ich als allzu uninteressant.

Die letzte Gruppe der „Halben", die ich vorzustellen habe, sind die Eifersüchtigen. Natürlich meine ich nur die à tout prix Eifersüchtigen, denen die Eifersucht ein notwendiger Bestandteil ihres Liebens ist, eins ohne das andere eine unerfüllbare Vorstellung.

Dabei muß ich gleich einen guten Rat für die „Gelegenheitseifersüchtigen" einschieben und der lautet: Stets nur dem Gefühl folgen, ja nicht vernünfteln! Mit diesem Grundsatz kommt man natürlich dort nicht

weit, wo es sich um die Haltung gegen Andere handelt, die dann Beweise und Argumente fordern. Aber für den eigenen Gebrauch verzichte man auf solche Oberflächlichkeiten und halte sich ausschließlich an die unmittelbare Gewißheit. Man erspart sich damit viel Quälerei und Erniedrigung, all das Aushorchen und Nachspionieren, die schließlich doch zu keinem anderen Resultat führen, wie dem von der inneren Stimme vorgeschriebenen. Bei solchen feinen und unfaßbaren Dingen — wo beginnt denn die „Untreue"? — ist die „psychische Realität" das einzige Tatsächliche, neben dem die wirkliche Außenwelt im Nebelhaften verschwindet. Darum hat der Verdacht der Untreue immer recht, auch wenn er ausnahmsweise der makellosesten Treue gegenüberstehen sollte, denn er trifft dann zum mindesten die eigene Untreue oder wenigstens den Keim dazu.

Doch zurück zu den Eifersüchtigen aus Passion! Sie haben mit ihren Verdächtigungen nur selten unrecht; ihre „Opfer" pflegen das damit zu erklären, daß man sie so lange mit unbegründeter Eifersucht gequält habe, bis sie eingesehen hätten, es sei klüger, wenigstens die Annehmlichkeiten des Fehltrittes kennenzulernen, für den zu büßen sie nun einmal doch verurteilt seien. Meistens liegen die Dinge aber anders. Die zur Eifersucht Bestimmten nehmen schon bei der Liebeswahl unbewußterweise Rücksicht darauf, daß ihrem Steckenpferde ein weiter Tummelplatz gesichert sei. Vor ihren Augen finden nur solche Gnade, deren Wan-

del nicht ganz einwandfrei ist, oder die doch mindestens durch ihre Koketterie zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Daß der auch findet, der nach solchen Grundsätzen sucht, braucht kaum gesagt zu werden. Das ewige Eifersüchteln, das ja einem Aufmerksammachen gleich kommt, tut auch das seinige dazu, und so gelingt es dem Eifersüchtigen in der Tat fast immer, prinzipiell glänzend recht zu behalten.

Prinzipiell! — aber fast niemals im Einzelfall. Der Spürsinn, mit dem sie überall schnüffeln und bohren, läßt sie beinahe stets an der richtigen Stelle im Stich. Das gilt insbesonders vom eifersüchtigen Ehemann. Seine Sympathie für den Liebhaber seiner Frau ist etwas so absolut Regelmäßiges, das sie etwas Naturgesetzliches zu haben scheint; ihm klagt er sein Leid und von ihm läßt er sich trösten und über die Unschuld und Tadellosigkeit seiner Gattin beruhigen. Daraus folgt, daß den, der sich um jeden Preis von der Eifersucht eines Ehemannes freihalten will, nur ein völlig sicherer Weg zu diesem Ziele führt...

Daß die Eifersucht die Genußmöglichkeiten in der Liebe mindere, möchte ich bezweifeln; im Gegenteil, ihr Stachel mag die Lust steigern und ihr Ingrimm den Umarmungen den Hintergrund einer tieferen Glut verleihen. Trotzdem rechne ich die Eifersüchtigen zu den „Halben", denn nicht der Genuß entscheidet, sondern die Liebesfähigkeit. Einer Liebe ohne Ehrerbietung und Zutrauen, ohne Beichtbedürfnis und Offenheit, ohne Glücksglanz und Zusammengehörigkeitsgefühl fehlen alle

die Amoretten, die die richtige Göttin umschweben und sie mit Rosen bekränzen. Zur Liebe gehören ein für allemal nur zwei Menschen, die Eifersüchtigen brauchen aber drei dazu und die dritte Person scheint ihnen beinahe wichtiger zu sein, als die zweite.

VIII. Ehewahl und Ehe.

„Enfin il crut remarquer, le premier, que, de toutes les connaissances humaines, celle du mariage était la moins avancée.“ Seitdem Balzac die Entdeckung gemacht hat, daß die Ehe ein unerforschtes Gebiet sei, ist beinahe ein Jahrhundert verflossen. Die Nilquellen sind inzwischen aufgefunden, Nord- und Südpol erreicht worden, doch das Geheimnis, das über die Ehe gebreitet ist, ist noch immer ungelüftet geblieben. Das öffentlichste von allen Geheimnissen ist zugleich auch das undurchdringlichste. Schon daß alles, was darüber geschrieben und gesprochen wird, zwischen Sentimentaliät und Zynismus hin- und herschwankt, zeigt die tiefe Unsicherheit. Fragt man die „glücklichen Ehepaare“, was eigentlich das Wesen und die Wirkung eines solchen auf erotischer Basis gegründeten vollkommenen Miteinanderlebens sei, so schweigen sie entweder — oder sprechen zuviel.

Vielleicht ist es mit der Ehe, wie mit anderen großen Geheimnissen: es ist nichts dahinter und dieses Nichts, das der Vorhang bedeckt, ist eben das Unerforschbare.

Ich bin ganz entschieden dieser Ansicht und habe mir die Sache so zurechtgelegt:

Die Ehe ist eine durch Überlieferung auf uns gekommene Form; sie gehört einer Zeit an, in der die Sippe, die Familie der Mittelpunkt der gesamten Existenz war, gegen den der Einzelne mit seinen Wünschen und Zielen ganz zurücktrat. Damals hatte die Form ihren Inhalt, d. h. sie war den Menschen kein Problem, sondern eine Notwendigkeit. Für uns, denen die Familie wenig, der Einzelmensch sehr viel bedeuten muß (das Interesse, das einst, d. h. bis zu der Generation unmittelbar vor Balzac regelmäßig der Familie galt, wird jetzt zwischen der Persönlichkeit und dem Staat, der „Überfamilie" geteilt), ist der alte Inhalt zum größten Teil verlorengegangen. Die Ehe hat demnach gar kein eigenes Wesen, sie ist bloße Form, ein Gefäß, das jeder ausfüllt, wie es seiner Eigenart gemäß ist.

So ist die Ehe heute je nach den Wünschen der Eheleute oder des Stärkeren von den beiden: eine Kombination der Kräfte, um besser Karrière zu machen, eine Gelegenheit zur Anschaffung von eigenen Möbeln, eine gegenseitige Aushilfe mit Geld und Namen, eine Flucht vor der Einsamkeit, ein Opfer aus Mitleid oder Bewunderung, ein letztes Mittel gegen Dyspepsie, der Versuch einer Selbstbetäubung, eine erotische Pedanterie, ein Erlaubnisschein zum Kinderzeugen, ein Umweg zum Ehebruch, eine Vorbereitung für die Scheidung, ein Eintrittsbillett für Theater und Bälle, eine Unterrichtsanstalt, eine Kameradschaft, ein Alterssana-

torium, ein Freudenhaus, eine Folterkammer und noch vieles andere mehr.

Wer kann über einen solchen Proteus gültige Sätze aufstellen? Zu „großen Wahrheiten" über die Ehe fühle ich mich außerstande und kleine Bosheiten sind schon genug fabriziert worden. Ich begnüge mich mit ein paar Einzelheiten, mit Beobachtungen, wie sie gerade dem psychoanalytisch geschulten Blick gegönnt sind.

Nur in den seltensten Fällen macht sich der Heiratskandidat Gedanken darüber, was der Inhalt seiner Ehe werden soll. Er geht ins Ungewisse, gleichgültig, ob er nur einen rosigen Nebel vor sich sieht oder irgendein praktisch-nüchternes Ziel. Die Menschen, die ihre Wahl nach äußerlichen Zwecksetzungen treffen, sind keineswegs im Vorteil, denn mit bloßen Berechnungen und kühler Planmäßigkeit ist das Wesen einer Ehe nicht im vorhinein bestimmbar. Das erotische Element, das sich doch auch noch in den Fällen extremsten Strebertums nicht ganz aus dem Eheleben verbannen läßt, spottet der dürren Kalkulationen und führt die Ehestandskarosse auf selbstgewählten Wegen. Eine Verlobung bedeutet fast immer einen Zusammenprall zweier sich kreuzender Lebenspläne; ein Wirbel entsteht, in dem sich bewußt Erstrebtes und unbewußt Ersehntes in tollem Durcheinander dreht und mengt. Das nennt man dann: die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Zu verlangen, daß eine Ehewahl nach Vernunft und Erfahrung geschehe, ist meines Erachtens ebenso un-

vernünftig wie unerfahren. Wo Bewußtes und Unbewußtes gegeneinander wirken, ist das Bewußte stets der schwächere Teil. Für Menschen, die nicht mit sich selbst in Feindschaft leben und deshalb immer auf der Hut sein müssen, ist es vielleicht am besten, dem Unbewußten ganz die Zügel zu geben. „Keiner steigt so hoch, wie wer nicht weiß, wohin er geht," sagte Cromwell.

Nur noch ein paar schüchterne Warnungen.

Für ein Mädchen, das sich eine glückliche Ehe wünscht:

Du sollst keinen Mann heiraten, der nicht am Tage der Verlobung seine Freunde, sei es Stammtisch, Kartenpartie, politischer Klub oder wissenschaftliche Gesellschaft, aufgibt;

der sammelt;

der wünscht, daß du dir die Kochrezepte seiner Mutter abschreibst;

der dir in irgendeiner Form von irgendeiner Frau erzählt, die er geliebt hat;

der dir eine ironische Antwort gibt oder einen deiner Wünsche mit einem Argument erwidert;

der an deiner Toilette irgend etwas auffallend, schreiend oder indezent findet;

der dich, wenn ihr allein seid, ebenso küßt, wie in Gegenwart der Mama.

Ein Mann, der in ein junges Mädchen verliebt ist und sie heiraten will, soll bedenken, daß er nur eine

einzige Nacht mit einem jungen Mädchen verheiratet sein wird und dann durch alle Zukunft mit einer Frau; er soll sich darum aufs ernsthafteste bemühen, die Züge der jungen Frau im Mädchen zu erraten.

Ferner sei jedermann davor gewarnt, ein Mädchen gegen den Willen ihres Vaters zu heiraten, es sei denn, daß sie schon vorher mit diesem verfeindet war (was dann an und für sich ein Grund ist, vorsichtig zu sein). Sie wird unter dieser Entfremdung ihr Leben lang leiden und das Opfer ihrem Mann früher oder später anrechnen. Der Zorn der Mutter dagegen ist gewöhnlich ein gutes Vorzeichen.

Vor einem Mädchen, das die Anzahl, die glänzenden Eigenschaften und die Verzweiflung ihrer anderen Bewerber zum Gesprächsthema macht, warnt der gute Geschmack schon hinlänglich.

Schließlich sollte jeder junge Mann, ehe er hingeht um die Erwählte seines Herzens um ihre Hand zu bitten, die Einleitungsnovelle aus „Tausendundeine Nacht" lesen. Aber nicht in einer Kinderstubenausgabe, denn dort wird er sie nicht finden; es ist keine Lektüre für Kinder — und Väter.

Alles, was über Eheschließung gesagt werden kann, müßte eigentlich in den Auseinandersetzungen über die Hochzeitsnacht gipfeln. Es ist ein Beweis, wie roh und kurzsichtig wir in den Dingen der höheren Erotik sind, daß man dieser Frage hilflos gegenübersteht; den meisten fehlt überhaupt das Bewußtsein, daß es hier Probleme gibt. Man zieht es vor, die Angelegen-

heit entweder mit moralisch-sentimentalen Blümlein schamhaft zu verdecken oder ihren Ernst zur Zote zu verzerren oder schließlich darüber leichtsinnig als über eine Selbstverständlichkeit hinwegzugehen. In Wahrheit ist es so, daß von dieser ersten Nacht — ganz abgesehen von dem Wert und Zauber, den sie in sich trägt — fast stets das Glück aller folgenden Nächte und Tage abhängt.

Die Ehe ist, daran läßt sich nicht rütteln, in erster Linie ein Versuch zur Lösung erotischer Probleme („Heiraten ist besser wie Brunst leiden" ist nur eine etwas... apostelmäßige Umschreibung dieser Tatsache). Was auf anderer Grundlage steht, mag eine schätzbare Art des Zusammenlebens zweier Menschen sein, aber es ist keine Ehe. Übrigens habe ich noch nie gesehen oder auch nur berichten gehört, daß das Zusammenleben eines Mannes mit einer Frau auf einer andern als der erotischen Basis reüssiert hätte; wollte es einer aber ohne das versuchen, so muß er auf die Hochzeitsnacht ganz und gar verzichten.

Es handelt sich also bei der Hochzeitsnacht nicht um kleine Nebengenüsse, die das Heiraten so mit sich bringt, sondern um die ernsteste und wichtigste Seite der Ehe. In dieser ersten Nacht erhält die Weiblichkeit der Braut ihre Gestalt und feste Prägung. Aber auch für die Gatten ist die Hochzeitsnacht Vorbild und Orakel der Zukunft, denn in der Liebe mehr als irgendwo gilt die Notwendigkeit des Fortwirkens „nach dem Gesetz, nach dem du angetreten".

Ob die Braut in pflichtmäßiger Hingabe, durch Überwältigung oder durch Verführung gewonnen wurde, davon hängt die Innigkeit jeder künftigen Beziehung ab. Der richtige Weg ist natürlich nur der der Verführung, das heißt der junge Ehemann muß deutlich zeigen, daß er auf seine Rechte keinen Wert lege und darauf völlig verzichte; von seiner legitimen Rolle darf er keinen anderen Gebrauch machen, als daß sie die erwünschte Gelegenheit ungestörten Beisammenseins ergibt. Alles andere, bis zum letzten Schritt, muß im Aufflammen unmittelbarer Leidenschaft geschehen.

Es empfiehlt sich also durchaus nicht, pedantisch an der ersten Nacht festzuhalten, wogegen auch noch andere Gründe sprechen, z. B. daß in dieser ersten Nacht das junge Paar vor den geistigen Augen der Hochzeitsgäste förmlich am Pranger steht und daß man nach einem so anstrengenden Tag abgespannt und stimmungslos ist. (Die ganze Frage entfällt natürlich, wenn die Verführung schon vor der Hochzeit stattgefunden hat, was von gewichtigen Autoritäten warm befürwortet wird.)

Künftige Ehemänner werden sich wohl auch meist die Frage vorlegen, inwieweit sie die Freiheit ihrer Frau einschränken und deren Bewegungen überwachen wollen. Die Antwort darf natürlich nur lauten: Gar nicht. Eine Überwachung hätte nur dann Sinn und Wert, wenn sie absolut vollständig und lückenlos wäre. Also entweder Harem und Eunuchen oder völlige Freiheit — und da das erstere im Abendland unmöglich

ist, bleibt nur die andere Alternative übrig. Selbst wer seine ganze Zeit seiner Frau widmen wollte (damit ihre gründliche Verachtung erntend), muß ihr noch immer so viele unkontrollierte Ausgänge und Besuche, so viel unbewachte Stunden, so viel Freundinnen und andere Helfershelferinnen lassen, daß das Resultat kein anderes sein kann, wie bei der unbedingtesten Freiheit — nur daß die Herausforderung und die Versuchung erheblich stärker sind.

Seine Frau nicht überwachen, heißt natürlich nicht, gegen ihr Tun und Lassen vollständig gleichgültig zu sein. Man braucht ihr bloß keine Verbote aufzuhalsen, keine Spione an ihre Fersen zu heften; das sind lauter plumpe Mittel, die beleidigen und nichts helfen. Die Überwachung muß eine höhere, psychologische Form annehmen. Statt das Löschpapier ihrer Schreibmappe soll man es verstehen, die verwischtesten Züge ihrer Seele gegen den Spiegel zu halten und zu entziffern; sie selbst muß ihre Verräterin sein und, ohne es zu ahnen, über sich Auskunft geben.

Natürlich darf der Ehegatte nicht so grobe und deutliche Zeichen abwarten, wie die plötzliche Nachsicht und Liebenswürdigkeit seiner Frau. Er darf mit seiner Arbeit überhaupt nicht erst in der Zeit der Gefahr beginnen, sondern muß sich von Anfang an unausgesetzt bemühen, sie auswendig zu lernen und jedes kleinste Zeichen zu erfassen: das Lächeln, mit dem sie fortgeht, das Erröten, mit dem sie heimkommt, ihre Seufzer im Traume und den Augenaufschlag, mit dem sie ihn mor-

gens begrüßt — vor allem aber als das Wichtigste und Aufschlußreichste: jede kleinste Geste ihrer Hingabe.

Beweise von der Untreue des Mannes sucht keine Frau; sie will sie entweder nicht sehen oder sie errät sie ohne Beweis.

Ich lasse mich auf das Ehebruchsthema nicht weiter ein; merkwürdigerweise ist es das einzige eheliche Ereignis, das gründlich und erschöpfend behandelt wurde. Ob das geschehen ist, weil es als Seltenheit beachtenswert schien oder als typisches Geschehnis nicht übersehen werden konnte, lasse ich dahingestellt. Hingegen kann kein Zweifel bestehen, daß sich die eheliche Szene, der ich mich nun zuwende, einer allgemeinen Verbreitung — fast hätte ich geschrieben: Beliebtheit — erfreut.

Ich bin entschieden dafür, daß eheliche Szenen einen Zug ins große haben sollen; sie seien imposant und erschütternd wie ein gewaltiges Naturereignis, wie ein Vulkanausbruch oder wie eine Bergrutschung, wo man sich nach Jahrhunderten noch mit Schaudern die hingeschmetterten Felsmassen zeigt. Solche Szene darf natürlich nur sehr selten, in entscheidenden Momenten stattfinden. Sie darf auch nicht an kleinliche Anlässe anknüpfen, denn das Mißverhältnis zwischen der Wirkung und der scheinbaren Ursache beweist, abgesehen von der Lächerlichkeit, auch einen Mangel an Aufrichtigkeit und Mut. Vor einer Szene muß man erst bei sich selbst mit allen Vorwänden aufgeräumt und der wahren Sachlage in die Augen gesehen haben.

Ist sie einmal im Rollen, dann ist es zu spät, und das Geheimste und Böseste steht plötzlich mitten im Zimmer, ohne vorher angeklopft zu haben.

Eine eheliche Szene vor Dritten bedeutet den Tod der Ehe. Nicht daß sie daran zugrunde gehen würde, es ist eher ein Zeichen der eingetretenen Verwesung.

Zum Schluß muß ich es noch aussprechen, daß die Bedeutung eines Ehebundes — auch eines von Anfang an gleichgültigen oder unglücklichen — für die seelische Entwicklung und das Gefühlsleben gar nicht hoch genug angeschlagen werden darf. Das steht vielleicht im Widerspruch zu dem, was ich über das Herabsinken der Ehe zur Form gesagt habe, aber solche Dinge streifen, auch wenn sie im Absterben sind, die Energien, die ihnen ihre alte kulturelle Bedeutung verliehen hat, nur langsam ab. Tatsächlich ist die Ehe eben auch heute noch die einzige Form der Erotik, die sich bis zur Lebensgemeinsamkeit ausdehnt, und das bedeutet unendlich viel.

Nach den Anschauungen der Psychoanalyse stehen so manche Dinge unter dem Zeichen der Erotik, bei denen wir davon keine Ahnung haben. Freundschaften mit Personen des anderen und desselben Geschlechtes, künstlerisches Streben und Kunstgenuß, religiöser und politischer Eifer, ja rein geistige, wissenschaftliche Interessen — das alles wird unbewußt an vielen Stellen aus den Quellen unserer Sexualität gespeist. Darum bleibt uns ja auch der Wechsel unserer Neigungen, das Aufglühen und Verlöschen unserer Be-

gabung stets so geheimnisvoll und überraschend. Die Ehe ist nun die einzige Beziehung, in der das, was sonst unterirdisch unser Dasein durchzieht, klar und offen zutage tritt, wo wir es uns eingestehen und ungescheut damit rechnen dürfen, daß alles, auch das Entfernteste, von der erotischen Bindung her Ton und Farbe erhalte. — Die Allgegenwart der Liebe in jeder menschlichen Beziehung kann sich innerhalb unserer Lebensformen hier und nur hier offen und ungehemmt erweisen.

Deshalb wirkt — selbst wo Kinder fehlen — jede Trennung als ein schwerer Riß, der mitten durch die Existenz geht; auch dort, wo die Ehe kalt war oder es schon längst geworden ist, fühlen sich die Getrennten hinausgestoßen, und weder Freiheit noch äußere Erfolge können die verlorene Wärme wiedergeben. Ersatz gibt es nur durch ein anderes Zusammenfinden, das unter glücklicheren Sternen geschieht.

